

X. Ergebnisse der Sprachgeschichtsforschung zu den historischen Sprachstufen III: Das Mittelhochdeutsche

88. Soziokulturelle Voraussetzungen und Sprachraum des Mittelhochdeutschen

1. Bezeichnung, Zeitraum und Sprachraum
2. Soziokulturelle Voraussetzungen des Mittelhochdeutschen
3. Literatur (in Auswahl)

1. Bezeichnung, Zeitraum und Sprachraum

1.1. Zur Bezeichnung 'Mittelhochdeutsch'

'Mittelhochdeutsch' bezeichnet eine sprachgeschichtliche Epoche des Dt. im hohen und späten Mittelalter. Der Terminus ist zeitlich ('mittel'), geographisch ('hoch') und einzelsprachlich ('deutsch') definiert. In Analogiebildung zu den Bezeichnungen der vorhergehenden Sprachstufe des Althochdeutschen und der nachfolgenden des Neuhochdeutschen meint 'mittel' die zeitliche Mittelstellung innerhalb einer dreigliedrigen Periodisierung. Weiter grenzt 'hoch', das nicht im Sinne standardsprachlicher Normung zu verstehen ist, den obd. und md. Sprachraum gegen das in der norddeutschen Tiefebene gesprochene und geschriebene Mnd. aus; dies im Gegensatz zur zeitgenössisch-mittelalterlichen Auffassung, die Nd. und Hd. als Anwendungsvarianten einer gemeinsamen Sprache empfand (vgl. auch Sonderegger 1979, 44 und 49). Bei der Bezeichnung 'Mittelhochdeutsch' handelt es sich nicht um eine dem Mittelalter eigene Terminologie, sondern um eine Prägung der frühen sprachwissenschaftlichen Germanistik (Jacob Grimm).

1.2. Der Zeitraum

Die verschiedenen Vorschläge zur zeitlichen Ausdehnung des Mhd. sind bei Roelcke (1995, 177–192) in tabellarischer Übersicht zusammengestellt (s. dort auch die bibliographischen Angaben zu den einzelnen Sprachgeschichten, die hier nicht eigens aufgeführt werden). Danach wird der Beginn der mhd.

Sprachperiode in der neueren Forschung im wesentlichen übereinstimmend in die Mitte des 11. Jhs. (1050 oder 1070) datiert (u. a. Gerdes/Spellerberg; Eggers; Moser/Wellmann/Wolf; Schildt; Sonderegger; Wolff), als nach längerer Überlieferungsphase deutschsprachige Literatur neu einsetzt. Nur selten wird die Grenze auf 1000 rückverlegt (u. a. Bräuer; Wolf) oder – nach einer Übergangszeit (u. a. Moser: 'jüngeres Frühdeutsch'; von Polenz) – in die 2. Hälfte des 12. Jhs. geschoben.

Umstrittener ist die zeitliche Abgrenzung zum (Früh-)Neuhochdeutschen, nachdem die in der älteren Auffassung um 1500 angenommene Grenze (mit den außersprachlichen Begründungen der Erfindung des Buchdrucks um 1450 und Luthers Übersetzung des Neuen Testaments 1522; vgl. bes. Moser 1952, 323) nicht mehr verbindlich ist (Ausnahmen neben Moser u. a. Bräuer und Schildt 1991: 'Spätmittelhochdeutsch' von 1250–1500). Periodisierungsvorschläge dagegen, die die dreigliedrige Struktur zugunsten des Frnhd. in eine viergliedrige aufbrechen, lassen das Mhd. im allgemeinen um 1350 enden (u. a. Eggers; Gerdes/Spellerberg; Moser/Wellmann/Wolf; Penzl). Sonderegger (1979, 171) schlägt vor, keine starren zeitlichen Grenzen für den Übergang vom Spmhd. zum Frnhd. zu setzen; danach wäre ein Übergangszeitraum von 1350 bis 1500 entsprechend dem unterschiedlichen Fortschreiten der Ausgleichstendenzen in den einzelnen Sprachlandschaften anzunehmen.

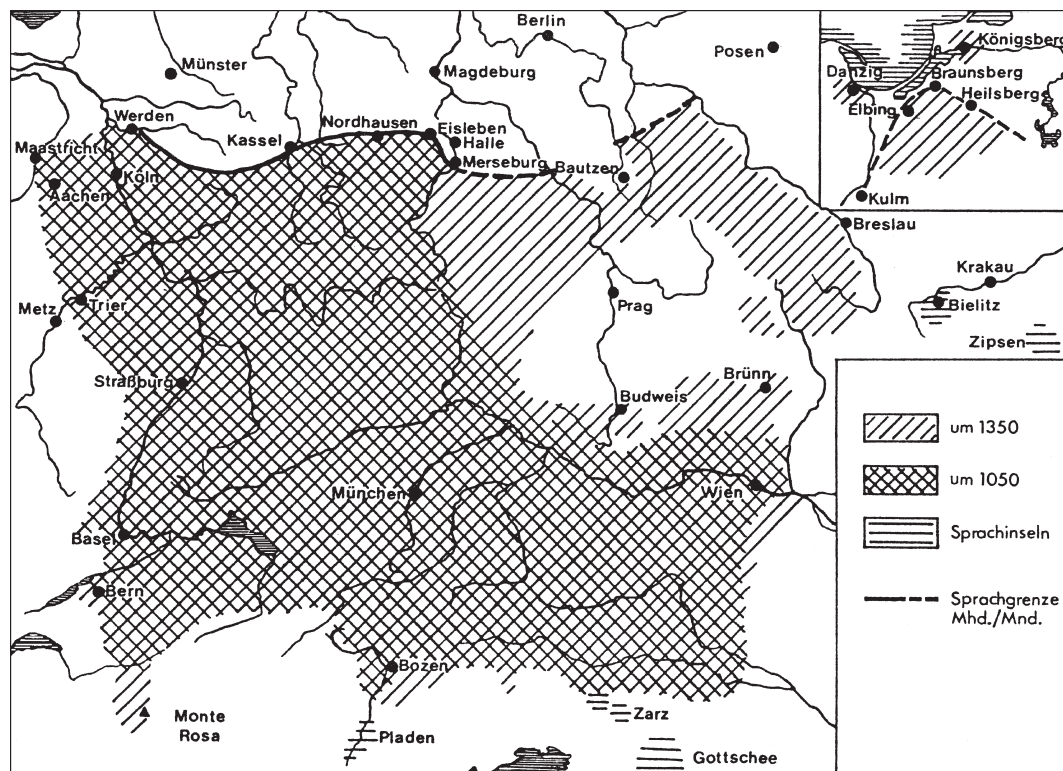
1.3. Sprachraum

Während sich die westliche Außengrenze des dt. Sprachraums bereits im 10. Jh. als feste Sprachgrenze zwischen Dt./Frz. im Elsaß und Lothringen ausgebildet hatte, im Norden das Mhd. ebenfalls deutlich vom Mnd. durch eine infolge der 2. Lautverschiebung entstandene

Dialektgrenze geschieden werden kann – wobei um 1300 das Nd. weiter in den Süden hineinreichte, als die sog. Benrather Linie besonders in ihrem östlichen Teil anzeigt –, ist eine starke Expansion durch Binnenkolonisation und Verschiebung der Süd- und Ostgrenzen für den mhd. Zeitraum kennzeichnend. Die Weiterentwicklung der Produktionsmittel, die eine Verbesserung und Intensivierung des Landbaus zur Folge hat, erlaubt die Kultivierung noch unbesiedelter Binnengürtel. Während in der 1. Hälfte des 11. Jhs. der Bayerische Wald, zwischen 1050 und 1200 der Oberpfälzer Wald erschlossen werden, erfolgt vom bayerischen Kernland aus in der 1. Hälfte des 12. Jhs. die Besiedlung umfangreicher Waldgebiete im heutigen Niederösterreich und im nördlichen Oberösterreich. Die südliche Sprachgrenze verschiebt sich im Alem. in den südlichen Alpenraum bis zum Monte Rosa (11.–14. Jh.). Das herausragende Ereignis ist jedoch die Kolonisation weiter Gebiete östlich der Elbe und Saale (12.–14. Jh.), in denen sich die Mundarten der dt. Siedler gegen das Slaw. der einheimischen Bevölkerung durchsetzen. Vor allem

zwei Gründe lassen sich für die umfassende Emigration in den Osten anführen: im Altsiedelland des Reiches ist die Bevölkerung so stark angewachsen (Zunahme von 3,5 auf 6,4 Mio. zwischen 1150 und 1350), daß sie auch durch Binnenkolonisation und Intensivierung des Landbaus nicht mehr ernährt werden kann. Seit dem 11. Jh. holen slaw. Landesfürsten dt. Bauern zur planmäßigen Erschließung in ihre noch dünn besiedelten Territorien. Die ehemals unfreien Bauern werden damit auf den neuen Rodungsgebieten im Osten zu freien, d. h. nur dem jeweiligen Landesherrn unterstellten Bauern. Als privilegierte Gruppe machen die dt. Bauern die slaw. Urbevölkerung zu abhängigen Pächtern; sprachliche und soziale Trennung bedingen einander. Städtegründungen unterstützen die bauerliche Okkupation, vor allem aber die Kirche sieht in der Missionierung der Ostgebiete Möglichkeiten zur Expansion (zahlreiche Klosterneugründungen der Zisterzienser und Prämonstratenser).

Zwei Hauptsiedlungsströme lassen sich für den obd. und md. Raum unterscheiden. Über das Einfallstor Erfurt dringen mfrk. und



Karte 88.1: Der Sprachraum des Mittelhochdeutschen

hess. Siedler in die böhm.-mähr. Randgebiete vor; Mittelfranken begründen auch die Sprachinsel Siebenbürgen. Thür. Siedler wandern ins Erzgebirge, nach Nordmähren und Niederschlesien, während Niederschlesier nach Oberschlesien und in die Zips (Sprachinsel) ziehen. Über Bamberg und Regensburg kommen ostfrk. und bayerische Bauern nach Böhmen und Mähren, Ostfranken bis nach Obersachsen. In den neu besiedelten Kolonien entstehen, bedingt durch die Herkunft der Einwanderer aus unterschiedlichen Sprachräumen, Ausgleichs- und Mischmundarten. Entsprechend der Wanderungsbewegung der einzelnen Siedlungsströme zeigen diese Mundarten keine Abstufung von West nach Ost, sondern von Nord nach Süd.

2. Soziokulturelle Voraussetzungen des Mittelhochdeutschen

Ereignis-, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Daten, die im Zusammenhang mit der Sprachgeschichte des Mhd. gesehen werden können, sind im Rahmen dieses Artikels nicht annähernd befriedigend darzustellen. Ich verweise daher auf den Überblick bei Irsigler (1988), dem auch die folgenden Anhaltspunkte entnommen sind.

Die mhd. Sprachstufe, die hier von 1050 bis 1350 angesetzt wird, fällt nach allgemeingeschichtlicher Epochengliederung in das hohe und beginnende späte Mittelalter, in die Herrschaftszeit der Salier (1024–1125), der Staufer (1125–1254) und, nach dem Interregnum (1254–1273), der Habsburger (1273–1308) und Luxemburger (1308–1437). Die Beibehaltung des Wahlkönigtums, die Beschränkung der Königsmacht auf das jeweilige Hausgut, die Auseinandersetzungen um Papsttum und Kaisertum und die Durchsetzung von partikularen und Stammes- gegenüber Reichsinteressen bewirken eine Stärkung des Adels gegenüber der Königsmacht. Innerhalb des fortschreitenden Territorialisierungsprozesses des Deutschen Reiches gelingt einer Gruppe von ehemals unfreien, seit dem 11. Jh. zu Herren- und Waffendienst verpflichteten Dienstleuten der Aufstieg in den lebensfähigen niederen Adel. Die Ministerialen bieten ein Beispiel sozialer Mobilität, das nur der Gewinnung bürgerlicher Freiheit in den Städten vergleichbar ist.

In West- und Mitteleuropa steigt die Bevölkerung von um 1000 bis um 1340 stetig von 12 auf über 35 Mio., bis es von 1347 bis

1352 durch die Beulenpest zu einer Reduktion um ein Drittel kommt. 90 bis 95% der Einwohner sind bis 1350 in der Landwirtschaft tätig; Ausnahmen bilden im dt. Raum nur die gewerblich hochentwickelten Regionen an Rhein und Maas und im Bodensee-Raum. Ein Stadt-Land-Gegensatz wird erst im Laufe des 12. Jhs. spürbar. Auch wenn die Phase der Urbanisierung im 12./13. Jh. dynamisch verläuft (Ausbau der gewachsenen Städte und Stadtneugründungen, z. B. Freiburg 1143), bleiben agrarisch-grundherrschaftliches und städtisches Wirtschaftssystem (Zünfte sind seit dem 11. Jh. in den rheinischen Bischofsstädten faßbar) eng verbunden. Die Städte sind Standorte herrschaftlicher Residenzen und Haushalte des weltlichen und monastischen Klerus, wie auch der Landadel und die außerhalb gelegenen Klöster Quartiere und Höfe in der Stadt unterhalten. Nahrungsmittel und Luxusgüter werden auf den städtischen Märkten gehandelt, wesentliche Funktionen des tertiären Sektors wie Botendienst, Münzwesen, Verkehrs- und Transportorganisation sind an die Städte gebunden. Die städtische Infrastruktur bietet damit wichtige Voraussetzungen für literarische (und damit auch sprachliche) Kulturleistungen:

„Höfische Kultur in West- und Mitteleuropa war, so paradox dies klingen mag, seit dem 12. Jh., das heißt in ihrer Blütephase, stadtgebunden. Städtische Siedlung, Stadtwirtschaft und städtische Dominanz gegenüber dem Land, gegründet auf den herrschaftlich-militärischen, wirtschaftlichen und kultisch-kulturellen Zentralfunktionen, boten den Raum, die Mittel, die Personen“ (Irsigler 1988, 27).

In der vormodernen mittelalterlichen Gesellschaft ist die Kulturtechnik des Schreibens und damit auch von Literatur (in einer weiten Begriffsverwendung) als schriftlich fixierter Sprache an bestimmte soziale Gruppen gebunden. Damit weist das Mhd. in besonderem Maße eine „soziokulturelle Gebundenheit in der Gesellschaft ihrer Sprachträger [...] auf“ (Sonderegger 1979, 20).

2.1. Bildungs- und institutionengeschichtliche Voraussetzungen

2.1.1. 'Litteratus' – 'illiteratus'

Für das europ. Mittelalter gilt, daß das Lat. als Medium einer zunächst ausschließlich klerikalen Bildungselite die überdachende Schrift-, Wissenschafts- und Verkehrssprache schlechthin ist. Bis ins 12. Jh. hinein bleibt demgegenüber volkssprachlich Aufzeichne-

tes die vereinzelte Ausnahme; der Emanzipationsprozeß volkssprachlicher Schriftlichkeit, der im 11. Jh. nur zögernd einsetzt, sich im 12./13. Jh. deutlich verstärkt, muß bis zum ausgehenden Mittelalter vor der Folie nach wie vor dominanter lat. Schriftkultur verstanden werden. Ihr indirekter Einfluß auf die Entwicklung des Mhd. zur leistungsfähigen Schreib- und Literatursprache kann kaum unterschätzt werden. Er reicht von innersprachlichen und literarischen Zwängen wie der Übertragung der lat. Buchstabenschrift auf volkssprachliche Lautzeichensysteme, der Ablösung des (germanischen) Binnenreims durch den Endreim, der Übernahme poetologischer und ästhetischer Kategorien in Stilistik, Struktur und Sinnstiftung literarischer Werke bis zur gesamten Organisation des Bildungssystems (dazu grundlegend Grundmann 1958; zur umfangreichen Forschungsliteratur vgl. die Bibliographie bei Scholz 1980 sowie die Forschungsberichte von Green 1990 [b] und Henkel/Palmer 1992).

Mit dem Zusammenbruch des Römischen Imperiums und dem Herrschaftsanspruch der nordalpinen Völker war auch eine Buch- und Schriftkultur hohen Niveaus untergegangen. Nur im kirchlichen Raum, in den Keimzellen der Klöster und Kirchen, überdauern spätantike Schrift- und Kulturformen im christlichen Gewand. Konsequenz der Übernahme kirchlicher Schriftkultur und römischer Verwaltungsstrukturen ist aber, daß die Kirche bis in die frühe Neuzeit hinein das Monopol institutionalisierter schulischer Trägerschaft beansprucht und ein lat. geprägtes, klerikales Bildungsideal lanciert. Das Christentum als Offenbarungsreligion ist auf Schrift und Buch als Überlieferungsträger angewiesen. Nicht umsonst meint 'das Buch' die Bibel, und in Analogie zur christlichen Berufung auf die Schrift sind noch die Quellenberufungen der mhd. Dichter zu verstehen, die, auch wenn sie Erzählstoffe mündlicher Tradition verarbeiten, auf das Buch als Quelle verweisen, das allein den Anspruch auf Wahrheit zu garantieren vermag.

Den wenigen an Kloster-, Dom- und Stiftsschulen ausgebildeten *clerici litterati* stehen im frühen und hohen Mittelalter die vielen *illiterati*, die *laici*, gegenüber. *litteraliter loqui* heißt geradezu 'lat. lesen und sprechen', denn nur mit und am Lat. wurde in der Regel Schreiben und Lesen gelehrt und gelernt (vgl. Grundmann 1958, 4). Mit der wachsenden ökonomischen Bedeutung der Städte aller-

dings entsteht das Bedürfnis nach neuen Schulen, die nicht nur der Reproduktion des geistlichen Nachwuchses dienen, sondern für die Ausbildung der städtischen Ober- und Mittelschichten, des Patriziats, der Kaufleute und der Handwerker sorgen. Die Schriftlichkeit des kaufmännischen Kontors (Briefverkehr und Buchführung) und der städtischen Kanzlei (Urkunden, Protokolle, Verwaltungsschrifttum) verlangen nach anderen Lehrinhalten. Dennoch ändern sich, als im 13. Jh. die Lateinschulen städtischer Trägerschaft in Konkurrenz zu den etablierten Schulen treten, Unterrichtsmethode, Lehrbücher und Bildungsinhalte kaum. Die Lehrer sind klerikal gebildete *scholaren*, ebenso wie die Rechtshoheit weiterhin bei der Kirche liegt. Als wichtigstes Erziehungsziel gelten nach wie vor die Beherrschung der lat. Grammatik und rhetorisch-stilistische Gewandtheit bei der Abfassung lat. Texte. Die Schulen dienen nicht der Einübung lebenspraktischer Fähigkeiten, sondern der Beherrschung eines tradierten Kanons lat. fixierten Wissens (vgl. Grubmüller 1989, 47).

Es zeigt sich allerdings, daß die Scheidelinie zwischen buchgelehrtem Kleriker und lateinisch-analphabetischem Laien durchlässig wird. Das im 12. und 13. Jh. noch in lat. Sprache zusammengetragene religiöse und gelehrte Bildungsgut wird im Auftrag der Laienbildung in volkssprachlicher Prosa verbreitet. Zwar ist auch dieses Schriftgut noch überwiegend von Klerikern verfaßt, doch tritt der 'Laie' weitaus häufiger als Adressat hervor als in den Jahrhunderten zuvor (vgl. Steer 1983). Es zeichnet sich der Aufstieg einer neuen Gruppe des Gebildeten ab, der zwischen den Literaten und den Analphabeten tritt. Mit der Gründungswelle der Universitäten auf dt. Boden in der zweiten Hälfte des 14. Jhs. (u. a. Prag 1348, Wien 1365, Erfurt 1379, Heidelberg 1386, Köln 1388) und im 15. Jh. öffnet sich die Hochschulbildung für bürgerliche und adlige Studenten. Elementarschulen, die Erwachsenen wie Kindern Grundkenntnisse im Lesen und Schreiben und in den einfachen Rechenarten vermitteln, ohne den Umweg über das Lat. zu nehmen, entstehen seit dem 15. Jh. in den 'Deutschen Schulen' oder den sog. 'Winkelschulen'. Elementare Fragen zum Gebrauch der Volkssprachlichkeit in den Lateinschulen, insbesondere auch nach der Beherrschung der Schriftlichkeit, die nicht mehr ausschließlich an das Lat. gebunden ist, sind jedoch ungelöst (Henkel/Palmer 1992, 9f.).

2.1.2. Mündlichkeit, Schriftlichkeit und Volkssprache

Die Begriffe 'litteratus' und 'illiteratus' unterscheiden weniger Bildungsgrade als vielmehr Bildungswelten. Neben der lat. Schriftkultur der Geistlichen stehen gewohnheitsmäßig funktionierende Lebens- und Erziehungsformen einer illiteraten Oberschicht, die die militärische Führung ausübt. Diese Kultur ist schriftlos, sie ist Sprechkultur, in der auch die Literatur in zunächst mündlichen Produktions- und Rezeptionssituationen lebt. Der Übergang von (germ.) Mündlichkeit zum Gebrauch der Volkssprache als Schreibsprache unter dem Einfluß des lat. Bildungssystems vollzieht sich in den einzelnen gesellschaftlichen Gruppen, denen Schrift überhaupt zugänglich ist, unterschiedlich. Berücksichtigt werden müssen auch Divergenzen zwischen Sprech-, Lese- und Schreibfähigkeit (vgl. die instruktive Fallstudie von Wendehorst 1986). Bis in die Neuzeit hinein ist nicht jeder Lesende auch ein Schreibender. Dies hängt einmal mit einer höheren Bewertung des Auswendiggelernten (Mnemotechnik) gegenüber der Aufzeichnungsfunktion von Schrift zusammen, andererseits muß sich das Schreiben gegen ein aus spätantiker Tradition stammendes Vorurteil behaupten, in der es als minderwertige 'Sklavenarbeit' gilt. Folgerichtig steht am Ende einer Entwicklung, in der auch die Schere zwischen Lese- und Schreibfähigkeit sich schließt, die Professionalisierung des Schreibens in den Berufen des Lohnschreibers in der spätmittelalterlichen Stadt.

Soweit der Adel nicht zum Feudalklerus bestimmt ist, ist seine Erziehung zunächst schriftlos. Sie orientiert sich an den Fertigkeiten des ritterlichen Kriegshandwerks und den Fähigkeiten, die zur Ausübung von Herrschaft dienen. Der Adlige ist Angehöriger einer hohen Sprechkultur, die ein normenkonformes Verhalten im höfischen Raum wie in der politischen Verhandlung erlaubt. Die Entwicklung zur Literarisierung des Adels setzt in der Mitte des 12. Jhs. mit der (scholastischen) Kritik am illiteraten Herrscher (*rex illiteratus est quasi asinus coronatus*) ein, jedoch ist das Ideal des wissenschaftlich gebildeten Herrschers in der Realität selten. Ab der 2. Hälfte des 14. Jhs. läßt sich bei Königen und Fürsten in rasch zunehmendem Maße die Beherrschung der Schrift, zunächst wohl nur als Lesefähigkeit, beobachten. Im Wertekanon des Rittertums nimmt die

Schriftgelehrsamkeit nur einen untergeordneten Rang ein (Wendehorst 1986, 18 und 27).

Die Bildung der Frauen ist innerhalb der illiteraten Laienkultur eine Ausnahme. Töchter des Adels werden vom Hausgeistlichen unterrichtet oder erhalten zusammen mit den künftigen Nonnen eine lat. Grundausbildung in Kloster- und Stiftsschulen, die zumindest zum Lesen des lat. Psalters führt. Die höfischen Dichter wenden sich häufig explizit an Frauen, auch zeigen sie diese als Lesende und Vorlesende, selten als Schreibende (Grundmann 1935; Bumke 1986, Bd. 2, 704–706).

Die Schriftlichkeit der Städte ist im Zusammenhang zu sehen mit der Literalisierung der ökonomisch wichtigen Gruppe der Kaufleute. Diese sind wie alle Laien zunächst schriftlos; bis ins 13. Jh. begleiten schreibkundige *clerici* ihre Handelsreisen. Mit dem Übergang vom Wanderhandel zum festen Handelskontor in der Stadt werden eine umfangreiche Korrespondenz wie auch Geschäftsbücher unumgänglich. Spuren kaufmännischer Schriftlichkeit sind bereits seit dem 11./12. Jh. faßbar, eine kaufmännische Buchführung gegen Ende des 13. Jhs., die rasch von den Kaufleuten selbst übernommen wird (Lateinschulen). Das Schreiben gilt nun als unentbehrlich für die Betriebsführung; bis ins späte Mittelalter bleibt die kaufmännische Schriftlichkeit überwiegend beim Lat. (Skrzypczak 1956, 35–41; Wendehorst 1986, 29f.).

Mit der Latinisierung der Kaufmannschaft ist die Schriftlichkeit der kommunalen Verwaltung eng verbunden, da ein großer Teil der Ratsherren von den Groß- und Fernhandelskaufleuten gestellt wurde. Mit dem Aufkommen der Ratsverfassung um 1190 dringt die Schriftlichkeit in die städtische Selbstverwaltung ein, so daß die Beschäftigung eines angestellten Stadt-, Rats- oder Bürgerschreibers in der Kanzlei notwendig wird; die ersten ratsabhängigen Gerichtsschreiber sind faßbar am Ausgang des 13. Jhs. Bis zum Ende des 14. Jhs. finden sich jedoch nur vereinzelt Laienschreiber unter den Berufsschreibern; das – schlecht bezahlte – gewerbsmäßige Schreiben bleibt wohl aus ökonomischen Gründen weiterhin überwiegend in den Händen des Klerus (Skrzypczak 1956, 125–171).

Eine Erörterung der Bildungsvoraussetzungen der mhd. Autoren mag in diesem Zusammenhang als Randproblem erscheinen. Dennoch ist ihr Einfluß auf die Literali-

sierung des Adels, insbesondere der Frauen, nicht zu unterschätzen; der höfische Dichter und sein Publikum bewegen sich im Spannungsfeld von Literarität und Illiterarität, Schriftlichkeit und Mündlichkeit. Ebenso wäre zu fragen, ob nicht die erprobte buchliterarische Schreibsprache, die neben den Glossen bis um 1200 die Menge der überlieferten dt. Texte ausmacht, auch auf die Sprache pragmatischer Textsorten eingewirkt hat.

Der Bildungshorizont des mhd. (höfischen) Autors ist nur aus dem Wissen, das in seine Werke eingeflossen ist, sowie aus (auch literarisch stilisierten) Erzählerfiguren zu gewinnen. Aus einem 'professionellen' Umgang mit den überwiegend fremdsprachigen Quellen, aus literaturgeschichtlichen Kenntnissen, die antike Stoffe ebenso wie die frz. und die zeitgenössische dt. Literatur umfassen, und nicht zuletzt aus einer rhetorischen und poetologischen Schulung am Lat. läßt sich das Bild des gelehrten, mit der Klerikerkultur vertrauten Autors erschließen (vgl. Henkel 1991; Huber 1996). Für ein an Buch und Schriftlichkeit gebundenes Literaturverständnis spricht auch, daß die Autoren zumindest der Epik Wert auf die schriftliche Fixierung ihrer Werke legen. Dies dokumentiert die Überlieferung, die, wenn auch lückenhaft und zumeist in Fragmenten, an die Lebenszeit der Autoren heranführt (vgl. Bumke 1991, 299).

Wenn Hartmann von Aue im Prolog des *Armen Heinrich* an prominenter Stelle Literarität für sich beansprucht („Ein ritter sô gelêret was/daz er an den buochen las/swaz er dar an geschriben vant; der was Hartman genant, dienstman was er ze Ouwe./ er nam im manige schouwe/ an mîslichen buochen [...]“, 1 ff.), so geschieht dies gerade im Bewußtsein dessen, wie ungewöhnlich ein ritterlicher Ministerialer mit buchgelehrter Ausbildung ist. Umgekehrt stilisiert sich Wolfram von Eschenbach im *Parzival* und *Willehalm* demonstrativ als ungebildeter Ritter (u. a. „ine kan decheinen buochstap“; *Parzival*, 115,27). Die vieldiskutierten Stellen sind wohl dahingehend zu verstehen, daß Wolfram, der umfassende Kenntnisse auf vielen Fachgebieten besaß, hier „eine kulturtypologische Zuordnung zur Gruppe der volkssprachlich gebildeten Laien“ sucht (Huber 1996, 180 ff., hier: 182; vgl. auch Curschmann 1984, 234 ff.).

Der schriftlich konzipierten und autor-nah fixierten volkssprachlichen Laienliteratur steht in primärer Rezeption ein adliges, weitgehend illiterates Publikum gegenüber. Bis

zum 12. Jh. war die Mehrheit der volkssprachlichen Dichtungen für die Rezeption mit dem Ohr vorgesehen; sie wurde auswendig vorgetragen, nach Manuskript vorgelesen oder vorgesungen. Nach nur vereinzelten Hinweisen, wobei die Priorität der geistlichen Literatur zukommt, mehren sich jedoch um 1200 die Belege für den lesenden Laien. Eine Schlüsselstellung kommt hier Hartmann von Aue zu, bei dem zuerst die Doppelformel *hæren sagen oder lesen* (in Analogie zum Lat. *legere aut legi facere*) in einem literarischen Text belegt ist (Green 1987, 11; vgl. auch Scholz 1980; Curschmann 1984; Green 1990 a). Von nun an ist mit einer Vielfalt von Rezeptionsweisen zwischen dem gemeinschaftlichen Hören im geselligen Rahmen und der individuellen Privatlektüre auszugehen (Saenger 1999).

Dies hat Konsequenzen für die textkritische Beurteilung der Überlieferung. Mit einer „eigentümlichen Mischung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit“ erklärt Bumke (1991, 302) das Problem der textlich 'gleichwertigen Parallelversionen', in der nahezu die gesamte höfische Epik um 1200 vorliegt, ein Phänomen, das sich im 13. Jh. fortsetzt. Es sei anzunehmen, daß es sich um Autorvarianten aus unterschiedlichen Präsentationssituationen handelt.

2.2. Zentren, Trägerschichten und Fomen mittelhochdeutscher Schriftlichkeit

Eine auch an sozial- und literaturgeschichtlichen Entwicklungen orientierte Binnendifferenzierung (vgl. Roelcke 1996) gliedert die Periode des Mhd. in das Frühmhd. (1050 bis 1170/80), das klassische oder höfische Mhd. (bis 1250) und das Spätmhd. (bis 1350).

2.2.1. Das Frühmittelhochdeutsche

Die älteste Stufe des Mhd. fällt zusammen mit einem sich seit der Mitte des 11. Jhs. vollziehenden politischen Umbruch (dazu detailliert Vollmann-Profe 1986, 15 ff.). Mit dem Investiturstreit zerbricht die bisher selbstverständliche Vorstellung vom 'Sacrum Imperium'; Kaisertum und Papsttum müssen sich in ihrer Zuordnung neu definieren. Eine neue Auffassung begründet das Eigenrecht des Staates gegenüber der Kirche. Die Internationalität der kirchlichen Ordnung wird abgelöst durch eine Abgrenzung der Staaten gegeneinander; ein beginnendes nationales Selbstbewußtsein der europäischen Völker führt zur Aufwertung der Volkssprachen. Um 1090 erscheint zuerst nach Notker wieder der

Ausdruck *diutischin sprechin*, der auf eine höhere, über den Dialekten stehende Spracheinheit hinweist (Eggers 1965, 8; Sonderegger 1979, 46f.).

Nach einer Überlieferungspause von etwa anderthalb Jahrhunderten setzt die deutschsprachige Literatur, die mit dem Ende der karolingischen Dynastie versiegt war, um die Mitte des 11. Jhs. mit Bibeldichtung, Schrift- und Naturallegorese, religiöser Gebrauchsliteratur und ersten Versuchen historischer Literatur neu ein. Im Gegensatz zur ahd. Dichtung, die den klösterlichen Raum nicht verläßt, versucht nun die klerikale Sphäre eine zunehmend selbstbewußte Laienkultur zu durchdringen. Werke wie das *Ezzolied* oder das *Alexanderlied* des Pfaffen Lamprecht sind ausdrücklich auch an weltliche Herren adressiert. Auch unter den Autoren finden sich Laien wie Frau Ava, der Arme Hartmann und Heinrich von Melk. Dem *Alexanderlied* und dem *Rolandlied* des Pfaffen Konrad liegen bereits frz. Quellen aus dem Bereich der 'chansons de geste' zugrunde, die Übertragung ins Dt. erfolgte allerdings beim *Rolandlied* noch über die Zwischenstufe des Lat. Damit sind bereits im Frühhhd. erste Ansätze einer kontinuierlichen Entwicklung des Deutschen zu einer Literatursprache auf breiter Grundlage gelegt (vgl. Grubmüller 1989, 146f.; Wolf in Schmidt 1993, 83f.).

2.2.2. Das klassische oder höfische Mittelhochdeutsch

Die Rolle des Klosters als Bildungs- und Schreibzentrum bleibt auch in mhd. Zeit weiterhin bestehen. Als Schreibzentren kommen nun die Hausklöster der Landesfürsten hinzu, die die aus dem erhöhten Verwaltungsaufwand notwendig werdende Verschriftlichung (Landkäufe, Schenkungen etc.) übernehmen, sowie die Bischofssitze (Mainz, Trier, Worms, Speyer, Konstanz, Freising). Zu einem grundlegenden Neuansatz kommt es um die Mitte des 12. Jhs.: die Fürstenhöfe lösen den Kaiserhof als wichtigstes literarisches Zentrum außerhalb der Klöster und Stifte ab. Während dem mittelalterlichen Reisekönigtum der Aufbau eines zentralen Verwaltungszentrums nur schwer möglich ist, nutzen die Fürsten ihre wachsende Unabhängigkeit zum intensiven Ausbau einer kompakten, gut verwalteten Territorialherrschaft. Ihr Repräsentationsbedürfnis bedient sich vorwiegend der Architektur und der Literatur. Ein komplexes Textsortensystem in der Volkssprache bildet sich heraus (vgl.

Art. 95). Der Schwerpunkt der neuen 'höfischen' Dichtung laikaler Trägerschaft liegt neben dem Minnesang auf der epischen Großform unterschiedlicher Stoffkreise (Brautwerbungsepik, Heldenepik, Antikenroman, höfischer Roman). Der erste Artusroman im dt. Sprachbereich ist Hartmanns von Aue *Erec* (um 1185 nach einer frz. Vorlage Chrétien de Troyes), der höfische Sachkultur und ritterliches Selbstverständnis für den deutschen Raum adaptiert. Die überlegene romanische Adelskultur Frankreichs, vermittelt auch über Flandern und Brabant im niederländischen Sprachraum, prägt spätestens seit dem spektakulären Ereignis des Mainzer Hoftags Friedrichs II. 1184 das Bild der hochmittelalterlichen Literatur und Kultur nachhaltig (zum Gesamtkomplex vgl. Mertens 1988 sowie die Forschungsübersicht bei Bumke 1992). Sprachgeschichtliche Spuren finden sich in zahlreichen Entlehnungen aus dem Französischen (1200 im 13. Jh.) und Niederländischen; häufig wiederkehrende, gruppenspezifisch definierte 'Lehnwörter' wie *triuwe*, *milte*, *ère*, *staete*, *zuht*, *māze* und *tugent* deuten auf eine Selbstvergewisserung eines höfisch-christlichen Ritterideals in der Literatur (Wolf 1981, 181f.; 120ff.).

Mit der vor- und frühhöfischen Dichtung zeigen sich erste sprachlandschaftlich bedingte Literatur- und Schreibidiome; Zentren sind ab 1150 der Mittelrhein (*Alexanderlied*, *Trierer Floyris*, Eilhart von Oberg: *Tristan*, sowie die Spielmannsepen *König Rother* und *Herzog Ernst*) und der obd. Raum (Minnelyrik). In den Jahrzehnten um 1200 läßt sich das Bemühen höfischer Dichter (besonders Hartmann von Aue sowie Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach) um einen überlandschaftlichen Sprachausgleich vor allem in der Lexik und im Reim beobachten. Diese sog. 'höfische Dichtersprache' auf alem.-frk. Grundlage ist eine reine Literatursprache, die kaum die Verkehrssprache einer adligen, ritterlichen Idealen verpflichteten Oberschicht widerspiegeln dürfte. Daß dem 'klassischen Mhd.' in der Literatur normative Geltung zukommt, zeigen seine überregionale Verbreitung sowie das Bemühen der späthöfischen Autoren, den gesetzten Maßstäben nachzufolgen (Art. 95).

Die höfische Literatursprache ist zur Grundlage des 'Normalmhd.', eines lautlich, graphemisch und morphemisch normalisierten Mhd. geworden, das von Karl Lachmann an den Werken Hartmanns und Wolframs entwickelt worden ist. Die sprachlichen Ei-

genheiten der handschriftlichen Überlieferung werden zugunsten einheitlicher Schreibregeln 'normalisiert'. Lachmanns Rekonstruktion einer „altertümlichen, aber genauen Rechtschreibung“ (Vorrede zur *Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jhs.*) ist problematisch (Art. 90).

Produzent der höfisch-ritterlichen Dichtung ist entweder der gelehrte Autor meist niederen Adels oder der Berufsdichter, der zur Gruppe der Fahrenden gerechnet wird; auch die nur reproduzierenden Spielleute gehören dieser Gruppe an. Allerdings ist die ständische und gesellschaftliche Stellung der Autoren differenziert und abhängig von den verschiedenen Textsorten zu beurteilen. So finden sich z. B. unter den Minnesängern hochadlige Dilettanten, aber auch mit Walther von der Vogelweide der erste Berufsdichter; zu den gesellschaftlich niedrigsten Schichten müssen die fahrenden Spruchdichter gerechnet werden. Welchen Anteil die Ministerialität tatsächlich an der hochmittelalterlichen Literatur beanspruchen kann (sog. 'Ministerialitätsthese'), ist unklar.

Werke der mhd. Großepik, die über einen langen Zeitraum entstehen, setzen den gelehrten, von einem Mäzen dauerhaft unterstützten Dichter voraus. Insgesamt sind Produktion und Aufführung mhd. Literatur in hohem Maße gönnerabhängig. Die fürstlichen Mäzene besorgen die Vorlagen, stellen das kostspielige Pergament und eventuell auch Schreiber zur Verfügung, entlohnen die Dichter und bieten den gesellschaftlichen Rahmen für die Aufführung. Die Gönnerverhältnisse und die Beziehungen der Mäzene untereinander tragen somit entscheidend zur Entstehung von Literaturlandschaften bei (vgl. Bumke 1979 und 1986, Bd. 2, 638ff.; Thomas 1995 sowie Art. 95). Von einer Geschichte der Textüberlieferung, die diatopische (nach der aus Schreiberdialekten erschlossenen räumlichen Verteilung), diachronische (nach der zeitlichen Streuung) und diastratische (nach der sozialen Stellung der Auftraggeber und Besitzer) Verbreitungsdimensionen der Epenüberlieferung in Zusammenhang bringt, sind wir jedoch „noch ein gutes Stück entfernt“ (Klein 1988, 110).

2.2.3. Das Spätmittelhochdeutsche

Nach sprachgeschichtlichen Periodisierungsvorschlägen setzt das Spmhd. um 1250 ein. Dieser Einschnitt stimmt mit einer in der (älteren) Geschichtswissenschaft angenommenen Zäsur zwischen dem hohen und dem

späten Mittelalter (Ende der staufischen Herrschaft mit dem Tod Konrads IV. 1254) überein. Für die literaturgeschichtliche Periodisierung hat Heinze (1983, bes. 217ff.) einen Einschnitt um 1220/30 begründet mit dem Ausklang der hochhöfischen Dichtung (Abtreten Wolframs von Eschenbach und Walthers von der Vogelweide) und – wichtiger – mit einem „ansehnlichen Bündel neuer Traditionen“. Episch-didaktische Kleinformen, Prosaroman, Rechtsprosa und Prosachronistik, geistliche Prosa und geistliches Spiel sind zu sehen als wichtige Etappen im Prozeß fortschreitender „Laienemanzipation“.

Der Kreis literaturproduzierender und –rezipierender Schichten weitet sich aus, indem nichtadlige, auf Gewerbe und Handel angewiesene städtische Schichten in die volkssprachliche Schriftlichkeit eintreten. Ein städtisches Patriziat (Stadtadel und kaufmännische Oberschicht) ist seit dem 13. Jh. in mehr als einhundert Städten faßbar, ein Rat bis 1300 in vierhundert Städten. Innerhalb der soziologischen Schichtung dominiert zahlenmäßig der Handwerker. Geld und Handel bilden die Grundlage des städtischen Wirtschaftssystems (vgl. Bäuml 1987, 174f.), gleichzeitig aber orientiert sich die städtisch führende Schicht am Wertesystem und an Lebensformen des Adels. Der Anteil des volkssprachlich Überlieferten nimmt weiterhin gegenüber dem Lat. zu. Wichtige Neuerung ist das Entstehen einer deutschsprachigen Prosa, die nun in Bereiche eindringt, die größtenteils bisher dem Lat. vorbehalten waren: Fachprosa in Recht, Medizin, Botanik und den 'artes mechanicae', Prosachronistik, wissenschaftliche und religiöse Übersetzungsliteratur, Predigt- und Erbauungsliteratur, Mystik. Die poetisch gebundene Literatursprache gerät zunehmend in Opposition zur Prosa, der von nun an die Funktion zukommt, 'wahres' Wissen zu vermitteln.

In den städtischen Kanzleien formt sich ein neuer Typ des Literaten, der Jurist, Schreiber und Schriftsteller zugleich ist. Der von 1230 bis 1240 in Straßburg als Leiter der Kanzlei bezeugte Meister Hesse ist der erste bekannte Stadtschreiber der Literaturgeschichte; in der Mitte des 13. Jhs. arbeitet Gotfrid Hagen, Verfasser einer Kölner Stadtchronik in Versen, als Kölner Stadtschreiber. Aber nicht nur als Schreiborte, sondern auch als überregional bedeutende Literaturzentren nehmen Städte nun eine besondere Stellung ein. Zu nennen sind besonders Straßburg (Gottfried von Straßburg, Bischof Konrad

von Lichtenberg und Domppropst Berthold von Tiersberg als Gönner), Erfurt (Ebernand von Erfurt; Zentrum der Geschichtsschreibung), Basel (Gönnerkreis um Konrad von Würzburg) und Zürich (Hadloub; Rüdiger Manesse als Auftraggeber der nach ihm benannten Liederhandschrift; vgl. Bumke 1979, 283–294).

In die Urkunden, die Rechts- und die Geschäftssprache dringt das Dt. ein. Als ersten Gesetzestext gibt Friedrich II. den Mainzer *Reichslandfrieden* 1235 in dt. Sprache: seine unmittelbare Verständlichkeit besonders beim niederen Adel sichert die Einhaltung des Gesetzes auf breiter Basis. Auf die nachfolgende Landfriedensgesetzgebung hatte er großen Einfluß; sie erfolgte besonders im Süden und Westen des Reiches in dt. Sprache. Ähnliches gilt für die volkssprachlichen Aufzeichnungen der mündlich tradierten Rechtsgebräuche: der nd. *Sachsenspiegel* des Eike von Repgow zieht den *Schwabenspiegel*, den *Deutschenspiegel* und das *Mühlhauser Rechtsbuch* nach sich. Mit dem Zunehmen von Privaturkunden treten Urkunden in dt. Sprache auf (Art. 95). Als frühestes Zeugnis für den zusammenhängenden Gebrauch des Dt. als Urkundensprache hat Gärtner (1994) auf Kölner Schreinskarten im 3. Viertel des 12. Jhs. hingewiesen, wobei in Dt. die Teile abgefaßt sind, die auf mündlichen Verhandlungen des Rechtsgeschäftes beruhen. Aber erst im letzten Jahrzehnt des 13. Jhs. nimmt die dt. Beurkundung in städtischen und fürstlichen Kanzleien einen größeren Umfang ein. Bis 1300 hat Wilhelm (1932, 20ff.) 4000 deutschsprachige Urkunden (gegenüber 500 000 lat.) erfaßt, wobei der Schwerpunkt der Überlieferungsorte im süddt. Raum liegt.

Die großen religiösen Reformbewegungen der Bettelorden bringen ein reiches dt. Schrifttum in der Literatur der Franziskaner (Lamprecht von Regensburg, Berthold von Regensburg, David von Augsburg) und Dominikaner (Meister Eckhart, Johannes Tauler, Heinrich Seuse) hervor. Die dt. Predigten Bertholds sind, wie seine lat., wohl im Lat. schriftlich fixiert und dann ins Dt. rückübersetzt worden, so daß mündliche Sprache nur indirekt faßbar ist. Eine bedeutende geistliche Sondersprache schafft die dt. Mystik, in der erstmals Frauen (Beginen und Klosterfrauen; bes. Mechthild von Magdeburg) Anteil an der Literatursprache haben (Grundmann 1935).

Am Ende der drei Jahrhunderte umfassenden mhd. Sprachperiode hat sich der Kreis

laikaler literaturtragender Schichten von zögernden Anfängen im Frühmhd. über die noch elitär-höfische Gesellschaft dem gebildeten Laien geöffnet. Von nun an ist von einem komplexen Verhältnis zwischen literaturproduzierenden und -rezipierenden Schichten auszugehen. Dem Autor steht ein heterogenes Publikum gegenüber. Auch wenn das Lat. weiterhin dominiert, ist das Dt. weitgehend schrift- und literaturfähig geworden. Es ist faßbar nicht mehr nur in der Sondersprache der höfischen Dichtung, sondern in sich herausbildenden überregionalen Schrift- und Dialekten.

Die Überlieferung spiegelt den Konsolidierungsprozeß volkssprachlichen Schreibens. Sind bis 1100 nur 63 deutschsprachige literarische Handschriften erhalten und bis zum Beginn des 13. Jhs. bereits 269 (Hellgardt 1988), so dürfte im Laufe des 13. und 14. Jhs. ihre Zahl sprunghaft angestiegen sein; dies nicht zuletzt als Folge der Einfuhr oberitalienischer Papiere seit dem zweiten Drittel des 13. Jhs., die das Pergament als Beschreibstoff zu ersetzen beginnen. Älteste in Deutschland erhaltene Papierhandschrift ist das 1246 begonnene Registerbuch eines Passauer Domdechanten. Das Ausstattungsniveau der volkssprachlichen illustrierten Handschriften hat aber, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur in bestimmten Sparten, in Weltchronistik, karolingischer Reichsgeschichte und Recht, vor dem 15. Jh. das hohe Niveau der Buchkunst und Buchmalerei lat. Handschriftenproduktion erreicht (Ott 1995, 58ff.).

3. Literatur (in Auswahl)

Aus der Mündlichkeit in die Schriftlichkeit: Höfische und andere Literatur. 750–1350. Hrsg. v. Ursula Liebertz-Grün. Reinbek bei Hamburg 1988. (Deutsche Literatur. Eine Sozialgeschichte. Hrsg. v. Horst Albert Glaser. Bd. 1. rororo 6250).

Bäumel, Franz H., Mittelalter. In: Geschichte der deutschen Literatur. Bd. 1: Vom Mittelalter bis zum Barock. Hrsg. v. Ehrhard Bahr. Tübingen 1987, 1–244. (UTB 1463).

Boehm, Laetitia, Das mittelalterliche Erziehungs- und Bildungswesen. In: Propyläen-Geschichte 1982, 143–181.

Bumke, Joachim, Mäzene im Mittelalter. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1150–1350. München 1979.

Ders., Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter. 2 Bde. München 1986.

Ders., Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte der höfischen Epik im 13. Jh. Die Her-

- bort-Fragmente aus Skokloster. Mit einem Exkurs zur Textkritik der höfischen Romane. In: *ZfdA* 120, 1991, 256–304.
- Ders., Höfische Kultur. Versuch einer kritischen Bestandsaufnahme. In: *PBB* (T) 114, 1992, 414–482.
- Curschmann, Michael, Hören–Lesen–Sehen. Buch und Schriftlichkeit im Selbstverständnis der volkssprachlichen literarischen Kultur Deutschlands um 1200. In: *PBB* (T) 106, 1984, 218–257.
- Deutsche Handschriften 1100–1400. Hrsg. v. Volker Honemann und Nigel F. Palmer. Tübingen 1988.
- Eggers, Hans, Deutsche Sprachgeschichte II. Das Mittelhochdeutsche. Reinbek bei Hamburg 1965. (rde 191/192).
- Fromm, Hans, Volkssprache und Schriftkultur. In: *The role of book in medieval culture*. Ed. by Peter Ganz. Turnhout 1986, P. 1, 99–108. (*Bibliologia* 3).
- Gärtner, Kurt, Die deutschen Einträge in den Kölner Schreinskarten als früheste Zeugnisse für den Gebrauch des Deutschen als Urkundensprache im 12. Jh. In: *Die Funktion außer- und innerliterarischer Faktoren für die Entstehung deutscher Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit*. Hrsg. v. Christa Baufeld. Göttingen 1994, 51–65. (*GAG* 603).
- Green, Dennis H., Über Mündlichkeit und Schriftlichkeit in der deutschen Literatur des Mittelalters. Drei Rezeptionsweisen und ihre Erfassung. In: *Philologie als Kulturwissenschaft. Festschrift für Karl Stackmann*. Göttingen 1987, 1–20.
- Ders., Hören und Lesen. Zur Geschichte einer mittelalterlichen Formel. In: *Erscheinungsformen kultureller Prozesse. Jahrbuch 1988 des Sonderforschungsbereiches „Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit“*. Hrsg. v. Wolfgang Raible. Tübingen 1990 [a], 23–44. (*ScriptOralia* 13).
- Ders., Orality and reading: the state of research in medieval studies. In: *Speculum* 65, 1990 [b], 267–280.
- Grubmüller, Klaus, Mündlichkeit, Schriftlichkeit und Unterricht. Zur Erforschung ihrer Interferenzen in der Kultur des Mittelalters. In: *DU, NF*, 1, 1989, 41–54.
- Grundmann, Herbert, Die Frauen und die Literatur im Mittelalter. Ein Beitrag zur Frage nach der Entstehung des Schrifttums in der Volkssprache. In: *AfK* 26, 1935, 129–161.
- Ders., Litteratus–illiteratus. Der Wandel einer Bildungsnorm vom Altertum zum Mittelalter. In: *AfK* 40, 1958, 1–65.
- Haug, Walter, Schriftlichkeit und Reflexion. Zur Entstehung und Entwicklung eines deutschsprachigen Schrifttums im Mittelalter. In: *Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation*. Hrsg. v. Aleida Assmann/Jan Assmann/Christof Hardmeier. München 1983, 141–157.
- Heinzle, Joachim, Wann beginnt das Spätmittelalter? In: *ZfdA* 112, 1983, 207–223.
- Ders., Wandlungen und Neuansätze im 13. Jh. (1220/30–1280/90). Königstein/Ts. 1984. (*GdL* 2,2).
- Hellgardt, Ernst, Die deutschsprachigen Handschriften im 11. und 12. Jh. Bestand und Charakteristika im chronologischen Aufbau. In: *Deutsche Handschriften* 1988, 33–81.
- Henkel, Nikolaus, Litteratus–illiteratus. Bildungsgeschichtliche Grundvoraussetzungen der höfischen Epik in Deutschland. In: *Begegnung mit dem „Fremden“: Grenzen, Traditionen, Vergleiche. Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokyo 1990*. Bd. 9. München 1991, 334–345.
- Ders./Nigel F. Palmer, Latein und Volkssprache im deutschen Mittelalter. 1100–1500. In: *Latein und Volkssprache im deutschen Mittelalter. 1100–1500. Regensburger Colloquium 1988*. Hrsg. v. Nikolaus Henkel und Nigel F. Palmer. Tübingen 1992, 1–18.
- Huber, Christoph, Der gebildete Dichter im hohen Mittelalter. In: *Literaten–Kleriker–Gelehrte. Zur Geschichte der Gebildeten im vormodernen Europa*. Hrsg. v. Rudolf W. Keck/Erhard Wiersing/Klaus Wittstadt. Köln [etc.] 1996, 171–189. (*Beiträge zur historischen Bildungsforschung* 15).
- Irsigler, Franz, Epoche – Sozialgeschichtlicher Abriß. In: *Aus der Mündlichkeit* 1988, 12–28.
- Klein, Thomas, Ermittlung, Darstellung und Deutung von Verbreitungstypen in der Handschriftenüberlieferung mittelhochdeutscher Epik. In: *Deutsche Handschriften* 1988, 110–167.
- Krohn, Rüdiger, Literaturbetrieb im Mittelalter. In: *Propyläen-Geschichte* 1982, 199–220.
- Mertens, Volker, Rezeption der französischen Adelsliteratur. In: *Aus der Mündlichkeit* 1988, 135–157.
- Moser, Hugo, Schichten und Perioden des Mittelhochdeutschen. In: *WW* 2, 1952, 321–336.
- Ott, Norbert N., Die Handschriften-Tradition im 15. Jh. In: *Die Buchkultur im 15. und 16. Jh. Erster Halbbd*. Hamburg 1995, 47–124.
- Propyläen – Geschichte der Literatur. Bd. 2: Die mittelalterliche Welt, 600–1400. Berlin 1982.
- Roelcke, Thorsten, Periodisierung der deutschen Sprachgeschichte. Analysen und Tabellen. Berlin/New York 1995. (*SLG* 40).
- Saenger, Paul, Lesen im Spätmittelalter. In: *Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm*. Hrsg. v. Roger Chartier/Guglielmo Cavallo. Frankfurt/New York 1999, 181–217.
- Schmidt, Wilhelm, Geschichte der deutschen Sprache. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium.

6. Aufl., erarbeitet unter der Leitung von Helmut Langner. Stuttgart/Leipzig 1993.

Scholz, Manfred Günter, Hören und Lesen. Studien zur primären Rezeption der Literatur im 12. und 13. Jh. Wiesbaden 1980.

Skrzypczak, Henryk, Stadt und Schriftlichkeit im deutschen Mittelalter. Beiträge zur Sozialgeschichte des Schreibens. Diss. (masch.) Berlin 1956.

Sonderegger, Stefan, Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Bd. 1: Einführung, Genealogie, Konstanten. Berlin/New York 1979.

Sprandel, Rolf, Gesellschaft und Literatur im Mittelalter. Paderborn [etc.] 1982. (UTB 1218).

Steier, Georg, Der Laie als Anreger und Adressat deutscher Prosaliteratur im 14. Jh. In: Zur deutschen Sprache und Literatur des 14. Jhs. Hrsg. v. Walter Haug [u. a.] Heidelberg 1983, 354–367.

Thomas, Heinz, Herrschersippen und höfische Epik im deutschen Mittelalter. In: Wirtschaft, Gesellschaft, Unternehmen. Festschrift für Hans

Pohl. Hrsg. v. Wilfried Feldenkirchen/Frauke Schöner-Röhle/Günther Schulz. 2. Teilbd. Stuttgart 1995, 757–781. (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beiheft 120 b).

Vollmann-Profe, Gisela, Wiederbeginn volkssprachlicher Schriftlichkeit im hohen Mittelalter (1050/60–1160/70). Königstein/Ts. 1986. (GdL 1,2).

Wendehorst, Alfred, Wer konnte im Mittelalter lesen und schreiben? In: Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters. Hrsg. v. Johannes Fried. Sigmaringen 1986, 9–33. (Vorträge und Forschungen 30).

Wilhelm, Friedrich, Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300. Bd. 1–5. Lahr 1932–1963 sowie Bd. 6 und Nachträge 1963ff.

Wolf, Norbert Richard, Geschichte der deutschen Sprache. Bd. 1: Althochdeutsch–Mittelhochdeutsch. Heidelberg 1981. (UTB 1139).

Ursula Rautenberg, Erlangen

89. Grundlagenprobleme einer mittelhochdeutschen Grammatik

1. Vorbemerkung
2. Quellengrundlage und Methoden bisheriger Mittelhochdeutscher Grammatiken
3. Grundlagenprobleme einer neuen Mittelhochdeutschen Grammatik
4. Das Bochumer Korpus
5. Literatur (in Auswahl)

1. Vorbemerkung

Eine neue wissenschaftliche Grammatik des Mittelhochdeutschen wird seit langem als eine große Lücke der Germanistik empfunden (vgl. dazu zuletzt Wegera 1990 und *Mittelhochdeutsche Grammatik als Aufgabe* 1991). Daß es sie bis heute nicht gibt, ist zum einen begründet in der Geschichte der germanistischen Mediävistik, zum anderen in der Besonderheit der Überlieferung. Anders als im Bereich des Ahd. oder Frnhd. lenkte der hohe literarische Rang der mhd. Texte, bes. der hochhöfischen Epoche, den Blick von Beginn an stärker auf die literarischen Werke und ihren Inhalt als auf deren Sprache. Die Suche nach der 'richtigen' Literatursprache führte – verbunden vor allem mit dem Namen Karl Lachmanns – zu Editionen, die einem harmonischen Lesetext den Vorzug vor der Originaltreue gaben und die weit entfernt lagen von der Sprachrealität (vgl. dazu Lutz-

Hensel 1975; Bein 1994). Als dieses normalisierte Mhd. dann zur Textgrundlage Mhd. Grammatiken herangezogen wurde, schloß sich der Kreislauf, der von nun an nicht mehr ernsthaft durchbrochen werden konnte (vgl. 2.).

Der Mangel an einer neuen, umfassenden wissenschaftlichen Grammatik des Mhd. wurde in den letzten Jahren besonders deutlich, nachdem die andere große Lücke, das Frnhd., nun weitgehend geschlossen werden konnte. Damit wurde das Mhd. zu der sprachgeschichtlichen Periode des Dt., über die wir am wenigsten genau unterrichtet sind.

2. Quellengrundlage und Methoden bisheriger Mittelhochdeutscher Grammatiken

Nur wenige der zahlreichen Mhd. Grammatiken und grammatikographischen Darstellungen (vgl. die Auswahl unter 5.1.) weisen ihre Quellengrundlage nach. Bei dem weit überwiegenden Teil handelt es sich entweder um Abrisse größerer Werke oder um Lehr- bzw. Lerngrammatiken, die letztlich auf allgemein vorhandenes Handbuchwissen bzw. die größeren Grammatiken zurückgehen, ohne diese jeweils explizit zu nennen.

6. Aufl., erarbeitet unter der Leitung von Helmut Langner. Stuttgart/Leipzig 1993.

Scholz, Manfred Günter, Hören und Lesen. Studien zur primären Rezeption der Literatur im 12. und 13. Jh. Wiesbaden 1980.

Skrzypczak, Henryk, Stadt und Schriftlichkeit im deutschen Mittelalter. Beiträge zur Sozialgeschichte des Schreibens. Diss. (masch.) Berlin 1956.

Sonderegger, Stefan, Grundzüge deutscher Sprachgeschichte. Diachronie des Sprachsystems. Bd. 1: Einführung, Genealogie, Konstanten. Berlin/New York 1979.

Sprandel, Rolf, Gesellschaft und Literatur im Mittelalter. Paderborn [etc.] 1982. (UTB 1218).

Steer, Georg, Der Laie als Anreger und Adressat deutscher Prosaliteratur im 14. Jh. In: Zur deutschen Sprache und Literatur des 14. Jhs. Hrsg. v. Walter Haug [u. a.] Heidelberg 1983, 354–367.

Thomas, Heinz, Herrschersippen und höfische Epik im deutschen Mittelalter. In: Wirtschaft, Gesellschaft, Unternehmen. Festschrift für Hans

Pohl. Hrsg. v. Wilfried Feldenkirchen/Frauke Schöner-Röhle/Günther Schulz. 2. Teilbd. Stuttgart 1995, 757–781. (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Beiheft 120 b).

Vollmann-Profe, Gisela, Wiederbeginn volkssprachlicher Schriftlichkeit im hohen Mittelalter (1050/60–1160/70). Königstein/Ts. 1986. (GdL 1,2).

Wendehorst, Alfred, Wer konnte im Mittelalter lesen und schreiben? In: Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters. Hrsg. v. Johannes Fried. Sigmaringen 1986, 9–33. (Vorträge und Forschungen 30).

Wilhelm, Friedrich, Corpus der altdeutschen Originalurkunden bis zum Jahr 1300. Bd. 1–5. Lahr 1932–1963 sowie Bd. 6 und Nachträge 1963ff.

Wolf, Norbert Richard, Geschichte der deutschen Sprache. Bd. 1: Althochdeutsch–Mittelhochdeutsch. Heidelberg 1981. (UTB 1139).

Ursula Rautenberg, Erlangen

89. Grundlagenprobleme einer mittelhochdeutschen Grammatik

1. Vorbemerkung
2. Quellengrundlage und Methoden bisheriger Mittelhochdeutscher Grammatiken
3. Grundlagenprobleme einer neuen Mittelhochdeutschen Grammatik
4. Das Bochumer Korpus
5. Literatur (in Auswahl)

1. Vorbemerkung

Eine neue wissenschaftliche Grammatik des Mittelhochdeutschen wird seit langem als eine große Lakune der Germanistik empfunden (vgl. dazu zuletzt Wegera 1990 und *Mittelhochdeutsche Grammatik als Aufgabe* 1991). Daß es sie bis heute nicht gibt, ist zum einen begründet in der Geschichte der germanistischen Mediävistik, zum anderen in der Besonderheit der Überlieferung. Anders als im Bereich des Ahd. oder Frnhd. lenkte der hohe literarische Rang der mhd. Texte, bes. der hochhöfischen Epoche, den Blick von Beginn an stärker auf die literarischen Werke und ihren Inhalt als auf deren Sprache. Die Suche nach der 'richtigen' Literatursprache führte – verbunden vor allem mit dem Namen Karl Lachmanns – zu Editionen, die einem harmonischen Lesetext den Vorzug vor der Originaltreue gaben und die weit entfernt lagen von der Sprachrealität (vgl. dazu Lutz-

Hensel 1975; Bein 1994). Als dieses normalisierte Mhd. dann zur Textgrundlage Mhd. Grammatiken herangezogen wurde, schloß sich der Kreislauf, der von nun an nicht mehr ernsthaft durchbrochen werden konnte (vgl. 2.).

Der Mangel an einer neuen, umfassenden wissenschaftlichen Grammatik des Mhd. wurde in den letzten Jahren besonders deutlich, nachdem die andere große Lücke, das Frnhd., nun weitgehend geschlossen werden konnte. Damit wurde das Mhd. zu der sprachgeschichtlichen Periode des Dt., über die wir am wenigsten genau unterrichtet sind.

2. Quellengrundlage und Methoden bisheriger Mittelhochdeutscher Grammatiken

Nur wenige der zahlreichen Mhd. Grammatiken und grammatikographischen Darstellungen (vgl. die Auswahl unter 5.1.) weisen ihre Quellengrundlage nach. Bei dem weit überwiegenden Teil handelt es sich entweder um Abrisse größerer Werke oder um Lehr- bzw. Lerngrammatiken, die letztlich auf allgemein vorhandenes Handbuchwissen bzw. die größeren Grammatiken zurückgehen, ohne diese jeweils explizit zu nennen.

Ders., Wortbildung und Sprachstil in Walthers Alterslied (L. 66, 21–68, 7). In: Festschrift für Ingo Reiffenstein zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Peter K. Stein/Andreas Weiss/Gerold Hayer. Göttingen 1988, 31–38. (GAG 478).

Ders., Einführung in die deutsche Wortbildungslehre. 3. Aufl. Berlin 1993. (GG 17).

Eroms, Hans-Werner, Zum Verbalpräfix *ge-* bei Wolfram von Eschenbach. In: Studien zu Wolfram von Eschenbach. Festschrift für Werner Schröder zum 75. Geburtstag. Hrsg. v. Kurt Gärtner/Joaachim Heinze. Tübingen 1989, 19–32.

Fleischer, Wolfgang, Sprachgeschichte und Wortbildung. In: BES 6, 1986, 27–36.

Flury, Robert, Struktur- und Bedeutungsgeschichte des Adjektiv-Suffixes *-bar*. Diss. phil. Zürich 1964.

Grimm, Jacob, Deutsche Grammatik. 2. u. 3. Teil: Von der Wortbildung. Göttingen 1862/1831, 2. Aufl.: 2. Teil bearb. v. Wilhelm Scherer. Berlin 1878; 3. Teil bearb. v. Gustav Roethe/Edward Schröder. Gütersloh 1890.

Henke, Ingeborg, Die Verbalkomposita mit *vol-*, *volle-* und *vollen* im Frühmittelhochdeutschen. In: PPB (H), Sonderband 79, 1957, 461–488.

Henzen, Walter, Deutsche Wortbildung. 3. Aufl. Tübingen 1965. (SkG B: Ergänzungsreihe 5).

Heringer, Hans-Jürgen, Verbalabstrakta in der mittelhochdeutschen Übersetzung der Summa Theologica. In: Euph. 63, 1969, 421–425.

Müller, Peter O., Historische Wortbildung. Forschungsstand und Perspektiven. In: ZfdPh 112, 1993, 394–419.

Paraschkewoff, Boris, Zur Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte der Bildungen auf *-weise* (Teil 1). In: PBB (H) 97, 1976, 165–211.

Paul, Hermann, Von den Aufgaben der Wortbildungslehre. In: Sitzungsberichte der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München 1896, 692–713. Wiederabgedruckt in: Wortbildung. Hrsg. v. Leonhard Lipka/Hartmut Günther. Darmstadt 1981, 17–35. (WdF 564).

Ders., Deutsche Grammatik. Teil 5: Wortbildung. Halle/S. 1920.

von Polenz, Peter, Neue Ziele und Methoden der Wortbildungslehre. In: PBB (T) 94, 1972, 204–225; 398–428.

Richter, Gerlinde, Zur Bedeutungsgeschichte der althochdeutschen *-missa*-Bildungen. In: PBB (H) 85, 1963, 313–334.

Schröder, Marianne, Die frühmittelhochdeutschen *-lich*-Bildungen. In: PBB (H) 83, 1961, 151–194.

Solms, Hans-Joachim, Das System der Präfixverben in der frühesten Überlieferung des Hartmannschen GREGORIUS (Hs. A. aus dem Alemannischen des 13. Jhs.). In: Deutsche Sprachgeschichte. Festschrift für Johannes Erben. Hrsg. v. Werner Besch. Frankfurt/M. [etc.] 1990, 115–128.

Stackmann, Karl, Historische Lexikographie. Bemerkungen eines Philologen. In: Wörter und Namen. Aktuelle Lexikographie. Symposium Schloß Rauischholzhausen 1987. Hrsg. v. Rudolf Schützeichel/Peter Seidensticker. Marburg 1990, 198–213. (Marburger Studien zur Germanistik 13).

Stötzel, Georg, Zum Nominalstil Meister Eckharts. In: WW 16, 1966, 289–309.

Wilmanns, Wilhelm, Deutsche Grammatik. GOTTISCH; ALT-, MITTEL- und NEUHOCHDEUTSCH. II. Abteilung: Wortbildung. Straßburg 1896, 2. Aufl. 1899.

Zutt, Herta, BIETEN. Das Bedeutungsspektrum eines Verbs der ritterlich-höfischen Kultur. In: Texttyp, Sprechergruppe, Kommunikationsbereich. Festschrift für Hugo Steger zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Heinrich Löffler/Karlheinz Jakob/Bernhard Kelle. Berlin/New York 1994, 17–32.

Dies., *Bemerken und betrachten*. Ein Stilelement Gottfrieds von Straßburg und seine Funktionen. In: *Ist mir getroumet mîn leben?* Vom Träumen und vom Anderssein. Festschrift für Karl-Ernst Geith zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. André Schnyder [u. a.]. Göttingen 1998, 175–189.

Herta Zutt, Freiburg/Br.

95. Die Textsorten des Mittelhochdeutschen

1. Vorbemerkungen
2. Zur Problematik eines mittelhochdeutschen Textsortensystems
3. Bestandsaufnahme: Entwicklungsprozeß, Stoff-/Themenkreise, Funktionsbereiche
4. Autorengruppen – Auftraggeber und literarische Zentren – Adressaten und Rezipienten
5. Tendenzen des Textsortenwandels
6. Literatur (in Auswahl)

1. Vorbemerkungen

Der Artikel behandelt die dt. Schriftzeugnisse von der zweiten Hälfte des 11. Jhs. bis zum Beginn des 15. Jhs. So eindeutig sich der Beginn dieser Zeitspanne mit dem Auftreten frmhdt. Texte nach der ausschließlich lat. Literaturepoche der ottonisch-frühsalischen Zeit (sog. 'Ottonische Lücke' der dt. Literatur zwischen dem Ahd. und dem Mhd.) um das Jahr 1060 fixieren läßt (vgl. auch Art. 71), so

schwierig ist die Epochenabgrenzung zum Frnhd. hin. Blickt man auf die Textsorten (= TSS) der mhd. Zeit nicht nur unter dem Gesichtspunkt ihres Entstehens, sondern auch unter dem ihres Fortlebens, ihres Gebrauchs und ihrer Wirkung, müßte man das gesamte 15. Jh. und die ersten Jahrzehnte des 16. Jhs. in die Betrachtung mit einschließen. Im 15. Jh. erreichen wesentliche TSS des Mittelalters (= Ma.) nochmals einen Höhepunkt in Produktion und Verbreitung. Nicht nur in der 'Ritterrenaissance' Ende des 15. Jhs. werden die TSS der höfischen Zeit gesammelt (Ambraser Hs.), nachgeahmt (Maximilian I.) und umgeformt, auch bei den Auseinandersetzungen der Reformationszeit bedient man sich überkommener TSS (Predigt, Dialog, Streitschrift etc.). Dennoch werden wir unseren Überblick ohne weitere Diskussion der Epochenrenzproblematik am Anfang des 15. Jhs. abschließen. Unsere Entscheidung stützt sich v. a. auf die Beobachtung, daß sich in den zahlreichen Umständen, die zu einem weiteren Anwachsen der Textmenge und zu einer breiten Ausfächerung des TSS-Systems führen (Aufkommen des Papiers, Druck, Verschriftlichung der Kultur in Verwaltung, Recht, Alltagsleben), und den neuen Kultureinflüssen durch den ital. Frühhumanismus (Antikerezeption) eine Entwicklung abzeichnet, die im 15. Jh. zu einem deutlichen Nebeneinander von neuen und traditionellen TSS führt. Diese Zweisträngigkeit der Schriftzeugnisse im gesamten Textkosmos des Frnhd. sehen wir als ein entscheidendes Charakteristikum dieser Epoche an (vgl. Artikel 116).

Von besonderer Bedeutung für die volkssprachigen TSS unseres Zeitraums ist die Tatsache, daß die mittelalterliche (= mal.) Laienkultur zunächst schriftlos war. Deshalb ist nicht nur für viele TSS-Bereiche mit der Existenz mündlicher Formen zu rechnen – viele Spuren weisen z. B. auf orale Dichtungstraditionen hin –, sondern es ist mit fortschreitender Literalisierung der Volkssprache davon auszugehen, daß einige schriftliche TSS sich als Ergebnis von Überschneidungen und Mischungen von Oralität und Literalität darstellen. Das komplexe Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit wurde Mitte der 80er Jahre zum Gegenstand eines interdisziplinären Forschungsbereichs, der die Übergänge und Spannungsfelder beider Kommunikationsformen auch unter diachroner Perspektive untersucht (vgl. z. B. Schaefer 1993; dazu Heinzle 1995). Dabei zeichnet sich ein komplexeres Verhältnis beider Bereiche ab, dessen Spannweite von der Konkurrenz bis zur Kooperation und Inkorporation reicht. Obwohl die Fortführung früherer Rekonstruktionsversuche für mündliche TSS (Kuhn 1960) oder Untersuchungen über Einflüsse der Oralität auf die Struktur schriftlicher Erzeugnisse (Bumke 1986, 610–617) im Zusammenhang mit unserem Überblick über die mhd. TSS größere Beachtung verdient hätten, werden wir nur einen Aspekt berücksichtigen: Wir weisen auf mündliche Traditionen hin, soweit sie als Vorformen oder strukturbildende Faktoren schriftlicher TSS erkennbar sind (vgl. dazu v. a. Wen-

zel 1995 und Faulstich 1996). – Ein weiterer interessanter, bislang stark vernachlässigter Bereich ist der Zusammenhang zwischen TSS und ihrer sprachlichen Gestaltung. Die neuere Sprachwissenschaft hat sich weit weniger als die Literaturwissenschaft mit den mhd. Texten beschäftigt. Hier bestehen starke Defizite sowohl im Vergleich mit dem Ahd. wie vor allem mit dem Frnhd. (dazu grundsätzlich Th. Klein 1989; zu Einzelaspekten Wolf 1981; Bumke 1993 und 1994, 72–80; Stackmann 1994, 409–412). Untersuchungen zur Syntax, Wortbildung und Stilistik bestätigen die sprachliche Eigenheit größerer TSS-Gruppen und geistiger Strömungen (Urkundensprache, Mystik, Dichtung allgemein). Wortschatzdifferenzierungen z. B. zwischen Heldenepik und Roman (Splett 1987) bleiben unscharf, weil autorspezifische und stilistische Aspekte die TSS-Abgrenzungen überspielen. Neuere textlinguistische und pragmatische Ansätze liegen vereinzelt vor; sie konzentrieren sich in unterschiedlicher Breite und Tiefe auf Teilbereiche und Verfahrensweisen (zu Lehrgesprächen Kästner 1978; zu Liebeserklärungen Schwarz 1984; zu Minnegesprächen Kästner 1999; zur Predigt Meister Eckharts Hasebrink 1991 und 1992; zur Analyse literarischer Dialoge Betten 1994; zur Geschichte der Dialogformen Fritz 1994). – Schließlich sei hervorgehoben, daß nicht Vollständigkeit im Sinne der Erfassung auch der letzten Randgruppe mhd. Texte der Leitaden unserer Darstellung ist – hierfür verweisen wir auf die einschlägigen Handbücher –, sondern das exemplarische Darstellen von Problemen, von Lösungsvorschlägen und notwendigen Konsequenzen, die bei einer kommunikationstheoretisch ausgerichteten Systematisierung der deutschen Schriftzeugnisse des Mittelalters auftreten.

2. Zur Problematik eines mittelhochdeutschen Textsortensystems

2.1. Grundsätzliche Überlegungen anhand vorliegender Versuche

Überblickt man die bisherigen Versuche, mal. Texte zu klassifizieren, so lassen sich vier z. T. kombinierte Verfahrensweisen unterscheiden:

2.1.1. Am verbreitetsten ist die Übernahme der Einteilung in die 'Naturformen' (Goethe) Epos, Lyrik und Drama. Sie ist jedoch problematisch, wobei am schwersten wiegt, daß weite Textbereiche (geistliche und weltliche Sach- und Gebrauchsliteratur) von vornherein ausgegrenzt sind (zur Kritik Kuhn 1956; Jaus 1972).

2.1.2. Unterschiedlich beurteilt wird die Möglichkeit der Rekonstruktion eines mal.

TSS-Verständnisses aus zeitgenössischen Zeugnissen. In Frage kommen folgende Aspekte:

2.1.2.1. Mal. TSS-Terminologie: Sie scheint einerseits undifferenziert, andererseits okkasionell zu sein. So beziehen sich Begriffe wie *maere*, *aventure* oder *liet* nicht nur auf eine TS; dabei ist aber zu berücksichtigen, daß z. B. bei der Ankündigung von *küene Artus ein maere* (Crône 218) die Steuerung der Erwartungshaltung eher über den Namen *Artus* als über *maere* erfolgt; der Name *Artus* fungiert also als TSS-Indikator; eine entsprechende Steuerungsfunktion hat der Kontext von *maeren* in der 1. Strophe des *Nibelungenliedes* (*alten, geseit, helden, weinen, klagen, küener helden striten*; Strophenform); zur zeitlichen Entwicklung der mhd. TSS-Terminologie vgl. Schwietering (1908, 40ff.). – Andererseits ist die Terminologie in Teilbereichen differenziert, aber ohne erkennbare Systematik: So unterscheidet Reinmar der Fiedler die Liedgattungen *tageliet*, *klageliet*, *hügeliet*, *zügeliet*, *tanzliet*, *leich*, *kriuzliet*, *twingliet*, *schimpfliet*, *lobeliet*, *rügeliet* und Bertold von Regensburg *tagelied*, *chlaglied*, *minnelied*, *loblied*, *scheltlied*, *vreudenlied* (vgl. Kuhn 1956; positiver Moser 1956, 379f.; zur sehr viel festeren TSS-Terminologie in der mal. frz. Lyrik vgl. Rieger 1976).

2.1.2.2. Mal. literarisches Normbewußtsein ist in Teilbereichen nachweisbar, z. B. in der Artusepik, in der sich der Pleier im *Garel* gegen die textsortenunspezifische Gestaltungsweise im *Daniel* des Stricker (vgl. de Boor 1957; Kern 1981) wendet.

2.1.2.3. Über mögliche Relationen zwischen Autorengruppen und TSS vgl. 4.

2.1.2.4. Selbstaussagen, Autorenkataloge, Dichternennungen: Die Unterscheidung zwischen Epikern und Lyrikern nimmt Gottfried vor (*Tristan* 4753). In der Lyrik betont Ulrich von Baumburg (früher: Buwenburg) (6, 35ff.) die Sonderstellung der Minnesänger gegenüber den Fahrenden (ähnlich Stricker, *Frauenlehre* 133ff.). In der Epik wird bei Jean Bodel die Bedeutung der Einteilung nach Stoffbereichen deutlich (*de France, de Bretagne, de Rome* [*Chanson de Saisnes*, 7]), die sich in der Literaturgeschichtsschreibung durchgesetzt hat (z. B. Bumke 1990, 133f.).

2.1.2.5. Textkataloge und Bücherverzeichnisse: Diese Zeugnisgruppe fehlt für das Hochmittelalter (vgl. aber Art. 116).

2.1.2.6. Überlieferungsverbände: Auf die Notwendigkeit ihrer Untersuchung hat besonders Kuhn (1956) hingewiesen. Zweifellos liegt einem Überlieferungsverband der Gedanke der Zusammengehörigkeit der Texte zugrunde, doch muß es sich nicht um TSS-Zusammengehörigkeit handeln. Autor, Zeit, Handlungsort, Thema, Bekanntheit, Seltenheit oder das Interesse des Auftraggebers können ebenso Sammlungsgesichtspunkte darstellen (vgl. Becker 1977; Schiroke 1998), wobei auch mit einem zeitbedingten Wandel von Zusammengehörigkeitskriterien (Autor) zu rechnen ist.

2.1.3. Als Beispiel für ein pragmatisch orientiertes Vorgehen kann eine Reihe von Arbeiten zum Teilgebiet 'Lyrik' gelten, das ein einheitlich abgegrenztes und unterschiedlich gegliedertes, differenziertes TSS-Feld mit funktional aufeinander bezogenen Teilbereichen darstellt. Während literaturgeschichtliche Darstellungen hauptsächlich wegen der autorbezogenen Behandlung zu einer Zweier- oder Dreiteilung neigen (Minnesang – Spruchdichtung bzw. Liebeslyrik – Spruchdichtung – religiöse Lyrik), ist mehrfach auf die Unzulänglichkeit dieser Grobgliederung hingewiesen worden. – Moser (1956) schlägt eine Gliederung vor, die den traditionell als Spruchdichtung bezeichneten Bereich weiter fächert. Schweikle (1989, 114–153; vgl. X) unterscheidet im Bereich Minnesang 23 Gattungen (z. B. Naturlied), die z. T. weiter differenziert werden (z. B. Mailied – Sommerlied – Winterlied); er betont jedoch nachdrücklich die Problematik einer solchen Klassifikation: 'Gattung' meine im Bereich Minnesang „nicht eine feste und konstante Einheit, sondern eine offene prozeßhafte Kombination von form-, struktur- und inhaltstragenden Elementen, ein Merkmalbündel, das sich von Gattung zu Gattung innerhalb des gemeinsamen Bezugsrahmens Minnesang anders zusammensetzen kann“ (1989, 114).

Um die Problematik einer Systematisierung aufzuzeigen, verweisen wir auf die Versuche von U. Müller (1979) und Tervooren (1993). Müller unterscheidet fünf Beschreibungsebenen: I. die aussagende Form, II. den ausgesagten Inhalt (die Thematik), III. die Aussage-Tendenz, IV. die Aussage-Weise, V. das Aussage-Personal. Nachdem Müller auf der Formebene den Typ 'Lied' abgegrenzt hat, kommt er dafür durch Kombination der Ebenen II und III zu folgender Matrix:

Mit dem Typenproblem steht Kuhn der traditionellen Gattungsdiskussion am nächsten, er berücksichtigt allerdings auch schon Distributions- und Rezeptionsaspekte. Beim Schichtenproblem scheint uns die Einbeziehung mündlicher Literatur in die Überlegungen grundsätzlich relevant (vgl. aber oben 1.). Das Entelechieproblem schließlich stellt mit der funktionalen Betrachtungsweise literarische Phänomene in einen größeren Rahmen. – Im Anschluß an die russ. Formalisten hat Jauss einerseits die Notwendigkeit der Untersuchung wechselseitiger Beziehungen der TSS betont, andererseits auf bestimmte Entwicklungsgesetzmäßigkeiten innerhalb der einzelnen TS hingewiesen (Dreischritt von Kanonisierung, Automatisierung und Umbesetzung; 'Höhenkamm'-Theorie). Mit berechtigter Kritik an Jauss (vgl. aber Jauss 1972, 136) betont Köhler (1977, 7) die Notwendigkeit, neben der Stellung der TS im TSS-System die Beziehung dieser Stellung „zu einem spezifischen 'Sitz im Leben' der Gattung“ zu analysieren, „zu ihrer arbeitsteiligen Funktion in der Aneignung und Auslegung ein- und derselben geschichtlichen Wirklichkeit durch von dieser unterschiedlich betroffene soziale Gruppen und schließlich in der Rückwirkung auf diese“, d. h. „Gattungssystem und Gesellschaftssystem“ im Zusammenhang zu sehen.

2.2. Folgerungen

Dem kritischen Referat über Vorschläge zu einer Systematik volkssprachlicher Texte im Ma. wären nun die unterschiedlichen Konzeptionen der wichtigsten Literaturgeschichten (vgl. 6.) zur Seite zu stellen. Wir müssen darauf verzichten, stellen aber fest, daß bei neueren Versuchen (Bertau 1972/73; Wehrli 1980; Heinzle 1984; ²1994; Vollmann-Profe 1986; ²1994; Haubrichs 1988; ²1995; Glier 1987; Kartschoke 1990; Bumke 1990; Cramer 1990; Knapp 1994) die Absicht deutlich wird, von einem Texte und Autoren reihenden Verfahren abzurücken und ein neues Darstellungsprinzip zu wählen, das den 'Sitz im Leben' der jeweiligen TS in den Blick nimmt und z. B. neben dem üblichen Aspekt der literarischen Formen die literarische Interessenbildung berücksichtigt (Heinzle 1984; ²1994; Vollmann-Profe 1986; ²1994; dazu Heinzle 1989; kritisch J.-D. Müller 1993). Theoretische Vorarbeiten dazu lieferte Kuhn seit 1956. Nimmt man die Anregungen von Kuhn, Jauss (1972) und Köhler (1977) für eine Neuorientierung der mediävistischen TSS-

und Literaturgeschichtsschreibung ernst, wird man auch die althergebrachte Literatursystematik in einigen Punkten entscheidend verändern müssen. Auch die neue Theoriediskussion hält eine Umorientierung für erforderlich. Ihr liegt der Versuch zugrunde, den Literatur- und Textbegriff für das Mittelalter neu zu definieren, indem man die Medialität der Texte (mündlich vs. schriftlich) herausstellt und ihre Situationsgebundenheit und ihren Aufführungscharakter berücksichtigt. Diese Rahmenbedingungen einer semioralen Kultur schlagen sich in TSS-Merkmalen wie Variabilität, Offenheit, Vielfalt der Deutungsangebote etc. nieder (vgl. J.-D. Müller 1996). Für unsere Darstellung wählen wir folgendes Vorgehen: Ausgehend von einem historisch zu relativierenden Weltenmodell (Art. 116), der Kenntnis der wichtigsten Textexemplare einer TS und ihrer kultur- und sozialgeschichtlichen Kontexte versuchen wir, Funktion und Leistung einer volkssprachigen Literatur in Kategorien zu fassen (Kuhn 1980, X). Ein solches Unternehmen ist beim jetzigen Stand der Forschung – vor allem für das Spätmittelalter – von Einzelnen nicht durchgängig zu leisten. Eine fehlende Literaturstatistik, aber auch die notwendige Koordination der Ergebnisse von Forschungsdisziplinen wie mal. Geschichte, Bibliothekswissenschaft, Literatursoziologie, allgemeine Kultur- und Wissenschaftsgeschichte erschweren eine solche Aufgabe, die sich die Rekonstruktion mal. Kommunikationsprozesse zum Ziel setzen muß. – Eingedenk der Kuhnschen Mahnung (1980, XI), daß eine Zielsetzung, die „alle gerade fürs Mittelalter nötigen Materialien, Kern- und Randgebiete zu beherrschen“ versucht, eine Illusion bleiben muß, „vor der weder Negligenz noch Perfektionismus in Teilbereichen schützt, sondern nur Konsequenz der Fragestellung und – Bescheidenheit“, formulieren wir unser Erkenntnisinteresse: Wir versuchen eine grobmaschige Bestandsaufnahme der mhd. schriftlichen Textzeugnisse innerhalb der Bereiche Religion/Alltag/Dichtung/Wissenschaft und ihren Überschneidungsfeldern (zum Problem Fiktionalität im Bereich Dichtung vgl. unten 3.6.3.). Der später erforderlich werdende Ansatz eines eigenen Bereichs Institutionen (vgl. Art. 116) ergibt sich für unseren Zeitraum noch nicht mit gleicher Notwendigkeit, dennoch sei er an dieser Stelle eingeführt (vgl. 3.14. und 3.15.). – Die Einbeziehung des alltäglichen Gebrauchs-, Sach- und Fachschrifttums und der ersten dt. Texte aus dem Be-

reich der kirchlichen und weltlichen Verwaltung vor allem des Spätma. begründet unsere Terminologie. Unter dem paradoxen Zwang stehend, einerseits idealtypisch systematisieren, andererseits historisch differenzieren zu müssen, verwenden wir den Begriff TS in einer spezifischen Lesart (vgl. Adamzik 1995, 16ff.), so daß darunter alle schriftlich fixierten, intentional, funktional (vgl. Art. 16), medial (z. B. Hs./Druck), formal (z. B. Vers/Prosa) ausgrenzbaren und reproduzierbaren Typen sprachlicher Kommunikation verstanden werden. Für die hochartifizialen TSS verwenden wir weiterhin die traditionell eingewöhnten Gattungsbezeichnungen (Heldenepos, Tagelied, Bußpredigt etc.). – TSS sind demnach heuristische Begriffe und als Idealtypen zu verstehen, deren konkrete Eigenart nur in der Betrachtung der Realtypen in ihrer jeweiligen Historizität (darauf verweisen die in Klammern exemplarisch genannten Werke) zu erkennen ist. – Bei der Bestandsaufnahme gehen wir relativ chronologisch vor, um die zunehmende Literarisierung des Dt. erkennbar werden zu lassen. Die in 4.1. und 4.2. angesprochenen Aspekte der literarischen Produktion, Distribution und Rezeption mit ihren zeitlichen, räumlichen und sozialen Komponenten sind als notwendige Ergänzungen des Systematisierungsversuchs aufzufassen. In 5. versuchen wir, Gründe für den TSS-Wandel anzugeben und Entwicklungstendenzen innerhalb des behandelten Zeitraums aufzuzeigen.

3. Bestandsaufnahme: Entwicklungsprozeß, Stoff-/ Themenkreise, Funktionsbereiche

3.1. Die frmhhd. Literatur setzt typenmäßig dort wieder ein, wo die ahd. des 9. Jhs. aufgehört hatte. Der Klerus schuf um die Mitte des 11. Jhs. eine geistliche Gebrauchsliteratur in der Volkssprache, die der Laienseelsorge und der Vermittlung von Kult und Dogma diene. Alle TSS im ersten Jh. der mhd. Literatur übersetzen die in der lat. Schriftkultur der *pfaffen* fixierten Glaubensinhalte/-auslegungen in die bislang schriftlose Sprache der *leien*. Somit sind sie dem Bereich Religion oder Religion/Alltag zuzurechnen, denen – und das gilt für das gesamte Ma. – die Hauptmasse aller TSS angehört. Alle für diesen Funktionstyp charakteristischen TSS treten uns in dieser ersten Phase der mhd. Literatur entgegen: Evangelienübersetzung

(Bruchstücke der Hss. Wien und München), Prosakommentare zu Bibeltexten (*Hohes Lied*, Williram und St. Trudpert), Gebet (Otloh), Predigten (Wessobrunn), Übersetzungen von Natur- und Weltkunde (*Physiologus*, *Merigarto*), Visionen (*V. Tnugdali*, *V. Sancti Pauli*), Glossen, Traktate, letztere meist in Prosa, während Gebete, Klagen und Hymnen wegen ihres lyrischen Charakters in metrisch rhythmischer Formung auftreten.

3.2. Neben diese quantitativ geringen Prosatexte tritt als zweite TSS-Gruppe ebenfalls seit ca. 1060 die geistliche Dichtung. Die Texte gehören dem Funktionsbereich Religion/Dichtung an, als neue Dimension tritt eine erstaunliche künstlerische Formgebung hinzu, die freilich den Versuch einer Kategorisierung erschwert. „Nur selten schließen sich zwei oder mehr Texte zu einem deutlich ausgrenzbaren Typ zusammen; allenthalben herrscht eine große Variationsbreite und Unfertigkeit“ (Vollmann-Profe 1986; ²1994, 32). Wichtigste TSS sind die Bibeldichtung (*Wien-Millstätter Genesis*, *Exodus*, *Bücher Mose*, *Mittelfränkische Reimbibel*, das *Leben Jesu* der Frau Ava, die *Jüngere Judith* etc.), die hymnische Heilsdogmatik (*Lob Salomos*, *Summa Theologiae*), die Sündenklage (Millstätter, Rheinauer), das dogmatische Lehrgedicht (*Anegenge*, *Himmel und Hölle*, *Himmliches Jerusalem*, *Daz himelrîche*), Bußgedicht (*Memento mori*), Bußtraktat (Armer Hartmann: *Rede vom heiligen Glauben*), gereimte Bußpredigt (*Wahrheit*, *Vom Recht*, Heinrich von Melk: *Von des todes gehugede*, *Priesterleben*), schließlich Legenden (*Pilatus*, *Trierer Ägidius* und *Silvester*) und Mariendichtung (*Melker* und *Arnsteiner Marienlied*, *Mariensequenz von Muri*, *Priester Wernhers Marienleben*).

3.3. Ein eigener TSS-Strang, der Legenden- und Geschichtsdichtung verbindet, führt vom hymnischen *Ezzolied* (um 1060), über das *Annolied* (vor 1100) zur *Kaiserchronik* (um 1150), dem wichtigsten Geschichtskompendium in dt. Sprache im 12./13. Jh.

3.4. Ebenso wie die Kaiserchronik gehören wichtige Exemplare der TS des frühen heroisch-antiken/christlichen/politischen Romans (*Alexanderlied*, *Rolandlied*, *Herzog Ernst*, *König Rother*), der TS Spielmannsepik (*Salman und Morolf*) und der Legendenromane (*Oswald*, *Orendel*) in die Nähe der welfischen Hofdichtung in Regensburg. Wie im Roman-

fragment *Graf Rudolf* wird in den genannten Romanen eine neue Synthese christlicher Ethik und feudaladeliger Wertvorstellung deutlich, die ein steigendes laizistisches Emanzipationsbestreben anzeigt.

3.4.1. So erscheint ab der Mitte des 12. Jhs. erstmals neben der geistlichen Unterweisung auch lehrhafte Dichtung weltlichen Charakters (*Rittersitte*, *Der heimliche Bote*, Wernher von Elmendorf: *Moralium dogma philosophorum*, dt.).

3.4.2. Deutlich erkennbar wird dieser allmähliche Emanzipationsprozeß auch am sich wandelnden Verhältnis von lat. und dt. Literatur im 11. und 12. Jh. Jeglicher Inhalt der geistlichen Gebrauchsprosa (3.1.) und der geistlichen Dichtung (3.2.) läßt sich im Grunde durch eine Partie in der lat. Literatur belegen; die Abhängigkeit des dt. TSS-Systems vom Lat. ist augenfällig und reicht von der Formübernahme (*Ezzolied* – lateinischer Hymnus) über die TSS-Anlehnung (*Wiener Genesis* – Bibeldichtung des Alcimus Avitus) bis hin zur reinen Adaption (Legenden, Gebet etc.). Trotz eigenständiger Züge in Sprache und Formgebung ist die *lingua barbarica* in Deutschland vor dem 12. Jh. noch keine Literatursprache. Daraus erklärt sich die Entstehung neuer weltlich-lat. Erzählformen im 11. Jh. (z. B. das Tierepos: *Ecbasis captivi*, *Ysengrimus*) ebenso wie die Latinisierung dt. Stoffe (*Ruodlieb*, *Modus Liebinc*), eine Erscheinung, auf die Fischer (1969) als Komplement zur Eindeutschung lat. Literatur aufmerksam machte. Auch nach dem 11. Jh. ist die volkssprachige Literatur insgesamt – nicht nur die Masse der religiösen TSS – nur vor dem Hintergrund der überlegenen lat. Schriftkultur interpretierbar. Bildungswissen und Universalitätsanspruch bleiben mit der lat. Literatur verknüpft (Curtius 1948), auch wenn sich einzelne volkssprachige TSS seit dem 12. Jh. allmählich aus ihrer direkten Abhängigkeit lösen. In Deutschland beginnt diese Entwicklung mit Lamprechts *Alexanderlied*, das erstmals nach einer frz. Vorlage (die auf einer lat. Quelle basiert) gearbeitet wurde; das dt. *Rolandlied* entstand nach einer frz. Originaldichtung. Allerdings übersetzte es der *clericus* Konrad nach eigener Aussage erst ins Lat., bevor er es ins Mhd. übertrug.

3.4.3. Mit dem Aufkommen der neuen Laienkultur des Adels erreicht nicht nur die Litera-

turfähigkeit der dt. Sprache eine neue Dimension, sondern die Ablösung von der lat. Quellentradition zugunsten frz. Vorlagen verändert das dt. TSS-System entscheidend (3.6. und 3.7.). Ein Blick auf das weitere Verhältnis der beiden Literaturen zeigt neben der bleibenden Dominanz des Lateins bis in die frühe Neuzeit für das 13. Jh. eine neueinsetzende Latinisierungswelle als deutlichen Beleg für eine gelungene Emanzipation der volkssprachigen TSS: *Gregorius Peccator* nach Hartmann von Aue, lat. *Herzog Ernst*, dt.-lat. Freidank, *Aurea Fabrica* nach Konrad von Würzburg etc. Hinzu kommt das Auftreten dt.-lat. Mischtexte (*Carmina Burana*), das sich langsam entwickelnde Konkurrenzverhältnis von dt. zur lat. Prosa im 13. Jh., und schließlich seit dem 14. Jh. das Nebeneinander dt. und lat. Werke ein und desselben Autors (Hugo von Trimberg, Konrad von Megenberg, Meister Eckhart, Heinrich von Mügeln).

3.5. Zwar kannten schon der *Ruodlieb* und die frühen heroischen Romane den Stand des Ritters und die Vorstellung eines weltlichen, ritterlich-höfischen Bildungsideals, doch die neue Laienkultur artikulierte sich mit deutlicher zeitlicher Verzögerung erst seit der zweiten Hälfte des 12. Jhs. in den neuen Schöpfungen des Minnesangs und des Aventure-/Minneromans. Beide TSS haben in Frankreich ihren Ursprung und gelangen in mehreren Rezeptionsstufen nach Deutschland.

Der frz. Vorsprung in der Entwicklung sowohl der neuen Wissenschaft (Universität Paris) als auch der Bildung und der kulturellen Lebensform des Adels machte sich in Deutschland seit dem 12. Jh. durch eine verstärkte Rezeption frz. Kultur und Wissenschaft bemerkbar. Die Literarisierung der Volkssprache hatte in Frankreich ebenfalls früher begonnen; aus diesem Grund fanden nicht nur die Umgangsformen und Sitten des frz. Adels seit der zweiten Hälfte des 12. Jhs. bei den deutschen Standesgenossen vermehrt Nachahmung, auch die neuen TSS bildeten sich nach dem Vorbild der frz. heraus. Als Kontaktzonen fungierten vor allem Burgund/Lothringen – Ober-/Mittelrhein und die Picardie/Flandern – Niederrhein. Die einzelnen TSS werden mit unterschiedlicher Intensität rezipiert: Es sind das Minnelied und der höfische Roman, die stark nach Deutschland eingewirkt haben. Wesentlich weniger Anklang fand die frz. Heldenepik, mit Ausnahme des Themenkreises um Karl d. Gr.:

Das *Rolandslied* des Pfaffen Konrad, Strickers *Karl, Morant und Galie* sowie die *Karl-meinet*-Kompilation (14. Jh.) zeigen ein längerwährendes Interesse an der Thematik um den ersten Frankenkaiser. – Dennoch sind am Ende des 13. Jhs. für die dt. epische Dichtung über 40 frz. Vorlagen nachweisbar (Bumke 1972, 272). Das Problem der indirekten Beziehungen zwischen den Chansons de geste und der dt. Spielmanns- und Heldenepik wartet weiter auf eine Klärung durch die Forschung. – Die dt. Prosadichtung bildet gegenüber dem Versroman eine Ausnahme. Die meisten TSS in dt. Prosa gehen im Ma. auf lat. Vorbilder zurück. Die seit dem 13. Jh. in Frankreich entwickelte Erzählprosa wird jenseits des Rheins nur wenig rezipiert. Die Ausnahme des *Prosa-Lancelot* (um 1250) bestätigt nur die Regel. – Wesentlich intensiver ist der Übernahmeprozess bei den verschiedenen TSS der Kleinepik (vgl. Bumke 1972, 288) und dem Tierepos. – Die komplexen Beziehungen bei der Übernahme und Variation der frz. lyrischen TSS können hier nicht entwickelt werden (vgl. Bumke 1972, 291 ff.; Wolf 1979). Dramatische und didaktische TSS entfalten sich in Deutschland unabhängig von der frz. Literatur, sie sind vor allem der lat. Tradition verpflichtet.

3.6. Betrachtet man die ritterlich-höfische Erzählliteratur unter dem Gesichtspunkt der Stoffgeschichte, so lassen sich zunächst wie in Frankreich (vgl. 2.1.2.4.) drei große Stoffkreise erkennen: der antike, der keltische und der heroisch-historische. Die einzelnen Werke sind zusätzlich mit unterschiedlicher Intensität durch die modernen Themen Minne, Kreuzzug, Aventure und ritterliche Lebensweise geprägt. Unsere Zuweisung in den Bereich Dichtung/Alltag/Religion leiten wir von der im Einzelfall unterschiedlich gewichteten pädagogischen, pseudohistorischen und „laienreligiösen Gebrauchsfunktion“ (Kuhn 1980, 25) ab, die dem gesamten TSS-Feld eigen ist.

3.6.1. Der antike Stoffkreis wird in Deutschland durch die Alexanderromane, den Trojastoff (Herbort von Fritzlar; *Göttweiger Trojanerkrieg*; Konrad von Würzburg) und die Aeneassage (Heinrich von Veldeke) repräsentiert. Daneben gibt es noch eine Vielzahl von antiken und pseudohistorischen Stoffen im Roman (Heinrich von Neustadt, *Apollonius*; Konrad Fleck, *Flore und Blanscheflur*) und in

der Kleinepik (*Aristoteles und Phyllis*, *Pyramus und Thisbe* etc.) des 13. Jhs.

3.6.2. Besonders produktiv wurden in Deutschland die beiden kelt. Sagenstoffe um Tristan und König Artus. Der dt. Tristanroman (Eilhart von Oberge, Gottfried von Straßburg und seine Fortsetzer Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg, *Prosa-Tristan*) gestaltet die Stoffvorlage vom 12. bis 15. Jh. immer wieder neu. In einzelnen Werken wird die Tristanfabel lose mit dem Artusstoff verknüpft (Ruh 1980).

3.6.3. Zweifellos einen Höhepunkt mhd. Erzählkunst stellen die Artusromane Hartmanns von Aue, Wolframs von Eschenbach und des unbekannten Verfassers des dt. Prosa-Lancelots dar. Wegen seiner Bedeutung im mhd. TSS-Gefüge stellen wir am Artusroman die innerliterarische TSS-Entwicklung und den TSS-Wandel vom Hoch- zum Spätm. exemplarisch dar.

Das Modell des Artusromans wurde in der Mitte des 12. Jhs. von Chrétien de Troyes geschaffen. Während Geoffrey of Monmouth, der in seiner *Historia regum Britanniae* (1135) zum ersten Mal eine umfassende Artusdarstellung gegeben hatte, den König sowohl als mächtigen Kriegshelden wie als strahlenden Friedensfürsten zeichnet und damit die beiden Seiten des Herrscherbildes sich gegenseitig profilieren läßt, nimmt Chrétien eine Ebnenteilung vor: Artus fungiert als Friedensfürst auf der Repräsentationsebene, während die eigentliche Handlungsebene seinen Rittern vorbehalten bleibt. Dieses Modell ermöglicht eine literarische Reiheneinbildung, indem jeweils ein Ritter als Protagonist eines Romans in den Vordergrund tritt. Wolf (1992, 68) schlägt deshalb vor, den Begriff 'Artusroman' durch 'Artusritterroman' zu ersetzen. – Die ersten dt. Artusromane Hartmanns (*Erec, Iwein*) und Wolframs (*Parzival*) sind übertragende Bearbeitungen von Romanen Chrétiens, wobei besonders Wolfram große Eigenständigkeit zeigt. Strukturell verbindet die drei Romane das Prinzip der Doppelwegstruktur (Aufstieg, Fall, Wiederaufstieg des Protagonisten). Daneben und danach entsteht im 13. Jh. eine Reihe weiterer Artusromane ohne Doppelwegstruktur (*Lanzelet, Wigalois, Crône, Daniel, Meleranz, Garel* etc.; vgl. Schiroke 1977; Corneau 1977; Kern 1981). Ihre Autoren stellen i. d. R. durch Anspielungen, Verwandtschaftsbeziehungen und Auftritte von Personen früherer Romane Verbindungen zu diesen her, ein Verflechtungsverfahren, das auch schon bei Chrétien, Hartmann und Wolfram zu beobachten ist (Schiroke 1988; zum frz. Artusroman Schmolke-Hasselmann 1980). Neben den an Zahl überwiegenden Reimpaarromanen steht eine Reihe strophisch abgefaßter (*Titarel, Jüngerer Titarel, Lohengrin*), die wohl hauptsächlich

wegen ihrer stofflichen Bindung an den *Parzival* auch vom Aufbau und vom Handlungsverlauf Sonderentwicklungen darstellen. Neben den Reimpaar- und den strophischen Romanen steht inhaltlich wie formal isoliert die dt. Prosaübertragung des frz. *Prosa-Lancelot* mit der Schilderung des Untergangs des Artusreiches, durch den die literarische Reihe wieder abgeschlossen wird (Zyklusbildung). Im Hinblick auf die Vorlagenabhängigkeit lassen sich für das 12./13. Jh. vier verschiedene Verfahrensweisen beobachten: 1. Romane, die eine Vorlage übertragen (*Erec*, *Iwein*, *Parzival*, *Lanzelet* [falls die Aussagen zur Quelle zutreffen], *Prosa-Lancelot*), 2. Vollendung fragmentarisch gebliebener Romane (*Jüngerer Titarel*), 3. Romane, die das inhaltlich vorgegebene Schicksal von Nebenfiguren früherer Romane schildern (*Titarel*, *Lohengrin*), 4. Romane ohne durchgehende Vorlage (die übrigen). Während der Artusroman im 13. Jh. eine überaus produktive TS ist, wenn auch Kuhn (1980, 36) mit Recht darauf hingewiesen hat, daß die bewußtesten Literaten in andere Stoffe und TSS ausweichen, geht die Produktivität danach sehr stark zurück. Aus dem 14. Jh. ist lediglich die Einbeziehung frz. Percevalfortsetzungen in Wolframs Roman durch Wisse und Colin (1331–1336) zu erwähnen, also die Erweiterung eines vollständigen dt. Romans nach einer frz. Vorlage. Im 15. Jh. sind neben der *Lohengrin*-Bearbeitung (*Lorengel*) einerseits die monumentale Sammlung und strophische Umformung dt. Artusromane des 13. Jhs. durch Ulrich Füettr zu nennen (*Buch der Abenteuer*; 1473–1478), andererseits die zwischen 1472 und 1493 entstandene und 1493 gedruckte Prosaauflösung des *Wigalois*. Es handelt sich also im 15. Jh. durchgehend um Bearbeitungen vorliegender dt. Romane, und zwar (mit Ausnahme des *Lorengel*) unter Veränderung der Form. – Es ist jedoch zu betonen, daß das gezeichnete Bild lediglich für die produktionsorientierte Betrachtung gilt. Die Reproduktion/Distribution und Rezeption der Artusromane ist auch im 14. und 15. Jh. stark, teilweise reicht sie noch darüber hinaus. Das beweisen die Handschriften- und Druckproduktion und die Auflagen der Volksbücher (vgl. Becker 1977; Kopitz 1980; Heitz/Ritter 1924; Gotzkowsky 1991) ebenso wie die noch zu wenig ausgewerteten Anspielungen auf die Artusepik in anderen Texten und die Polemiken vor allem von seiten geistlicher Autoren und Historiker (Thomasin von Zerklare 1216; Hugo von Trimberg 1300; *Großer Seelentrost* um 1350; Thüring von Ringoltingen 1456; Ludovicus Vives 1523). – Die Produktion einerseits und die Reproduktion/Distribution und Rezeption andererseits ergeben also sehr unterschiedliche Bilder, die erst zusammengekommen einen zutreffenden Eindruck vermitteln.

Im Zusammenhang mit dem Artusroman Chrétienscher Prägung wurde der Aspekt der Fiktionalität bzw. des Fiktionalitätsbewußtseins bei Autoren und Rezipienten kontrovers diskutiert. Zur TSS-Differenzierung ist die Dichotomie 'fiktional' vs. 'nicht fiktional' jedoch nur sehr bedingt brauchbar,

bestenfalls noch für eine Klassifizierung der stofflichen Grundlagen, wobei sich freilich das Problem der 'pseudohistorischen Stoffe' stellt (Brandt 1971, 413). Definiert man Fiktionalität dagegen produktionsorientiert als literarische Technik strukturierender Sinngebung, so wären auch TSS mit nicht-fiktionaler Stoffgrundlage als fiktional anzusehen (vgl. zur Heldenepik Haug 1994). Faßt man Fiktionalität rezeptionsorientiert als Modus des Verstehens, so lassen sich direkte positive Aussagen dagegen mangels Leserrückmeldung kaum machen, negative schon eher, wenn nämlich das Verstehen artifizieller TSS mißglückt, indem Fiktionalität mit Lüge gleichgesetzt wird. Am erhellendsten erweist sich die Analyse von Fiktionalitätssignalen in Erzählerbemerkungen, die als Ausdruck des Fiktionalitätsbewußtseins der Autoren und zugleich als Verstehensanweisung an die Rezipienten zu werten sind. – Der in der Debatte bisweilen geäußerte Vorwurf, der Fiktionalitätsbegriff sei zu modern, wäre im einzelnen erneut vor dem Hintergrund mal. Mentalitäten, Vorstellungen und Einteilungen zu diskutieren. Es kann hier nur angedeutet werden, daß Antike und Mittelalter offenkundig etwas anders differenzieren und akzentuieren. Jedenfalls scheint der Fiktionalitätsbegriff, wie immer man ihn auch definiert, eher geeignet zu sein, den Bereich Dichtung in Absetzung von anderen Bereichen zu charakterisieren als ihn weiter auszudifferenzieren (zur Debatte zuletzt die Aufsätze in Henrich/Iser 1983; Haug 1985/1992, die Beiträge in Mertens/Wolfzettel 1993 sowie Grünkorn 1994 [Lit.]; Haug 1994 und die Beiträge der vierten Sektion bei J.-D. Müller 1996).

3.6.4. Die heroisch-historischen Dichtungen – meist in Langzeilenstrophen – gehen primär auf Ereignisse der Völkerwanderung und der Karolingerzeit zurück, wobei vor allem Dietrich von Bern (der historische Theoderich) und Karl d. Gr. Kristallisationspunkte für divergierendes Erzählgut wurden (Brandt 1971, 414). Die Epen des Dietrichkreises (*Alpharts Tod*, *Buch von Bern*, *Ekkenlied*, *Goldemar*, *Laurin*, *Rabenschlacht*, *Sigenot*, *Virginal* etc.) und des Nibelungenkreises (*Nibelungenlied*, *Klage*, *Hürnen Seyfried*, *Walther und Hildegund*) bleiben bis ins 16. Jh. unvermindert attraktiv (Artikel 116), was für die oft kritisierte Ansicht spricht, daß Helden- wie Spielmannsepos hauptsächlich in den Bereich der Unterhaltung gehören. Darauf weist auch ihre Zusammenstellung in den Programstrophen des Wanderdichters Marner. Beide Stoffkreise erscheinen verschränkt im *Nibelungenlied*, *Biterolf* und *Rosengarten*. – Zum Karlsstoffkreis gehört schon das *Rolandslied*, dann *Morant und Galie*, Strickers *Karl*, der *Karlmeinet*. Unabhängig von diesen beiden dominierenden Stoffkreisen

zählen zur Heldendichtung die *Kudrun*, der *Dukus Horant*, *Ortnit* und die *Wolfdietrich-Epen*.

3.6.5. Auch der späte Versroman knüpft an historische bzw. quasi-historische Persönlichkeiten an (Rudolf von Ems, *Der gute Gerhart*; Johann von Würzburg, *Wilhelm von Wenden*; außerdem *Friedrich von Schwaben*; *Reinfried von Braunschweig* und die verschiedenen *Herzog Ernst*-Romane) und stellt oft – wie die heroischen Heldenepen – eine geschichtsmythische Rückbindung für Fürstengeschlechter oder Adelsgruppen (Kuhn 1980, 25) her. Die Zeitgeschichte um 1200 findet sich hauptsächlich in der Kreuzzugs- und Heidenkampftematik einzelner Romane und Epen (*Willehalm*, *Rennewart*, *Ortnit* etc.) widergespiegelt.

3.7. Daß die Grenzziehung zwischen weltlicher und geistlicher Erzähldichtung auch im Hoch- und Spätmittelalter ein Konstrukt bleiben muß, beweisen nicht nur die Legendenromane (3.4.), sondern auch Hartmanns *Gregorius* und *Armer Heinrich*, Reinbots von Durne *Heiliger Georg*, Rudolfs von Ems *Guter Gerhart*, *Mai und Beafur*, Konrads von Würzburg *Engelhard*. Die Lehrabsicht (christliche Ethik und adlige Wertvorstellung) überlagert hier so stark die stoffgeschichtliche Zuordnung, daß ein funktionsorientiertes TSS-Modell diese Werke zusammen mit Kreuzzugs- (*Rolandslid*, *Willehalm* etc.) und Legendenroman (*Orendel*, *St. Oswald* etc.) sowie Legendendichtung (*Barlaam und Josaphat* von Rudolf von Ems, *Silvester*, *Alexius*, *Pantaleon* von Konrad von Würzburg) zu einer TSS-Gruppe zusammenfassen müßte: stark vermittlungsorientierte Erzählungen aus dem Überschneidungsbereich Religion/Alltag/Dichtung mit hohem Unterhaltungswert.

3.8. Dieser Gruppe steht im TSS-Feld die gesamte sog. geistliche Epik in Vers oder Prosa nahe (Konrads von Fußesbrunnen *Kindheit Jesu*, die Werke Konrads von Heimesfurt, Heinrichs von Neustadt *Gottes Zukunft*, Heinrichs von Hesler *Apokalypse*, Heinrichs des Klausners *Marienlegende*) ebenso wie die Legenden (ab 1300 gesammelt im *Passional*, *Väterbuch*, *Der Heiligen Leben*, vgl. Kunze 1996) und die Mirakel- und Visionenliteratur.

3.9. Wenn auch einige Strophen der ältesten dt. Minnelyrik eine Verbindung zur einhei-

mischen mündlichen Liebesdichtung nahelegen, so entwickelt sich der dt. Minnesang doch erst unter prov. Einfluß zu einer hochartifizialen Liedkunst eigener Prägung. Die Entwicklung der lyrischen Formtypen und Untergattungen vom Donauländischen Minnesang (Kürenberger, vor 1170) bis Walther von der Vogelweide und Neidhart von Reuenthal (1. Drittel 13. Jh.), bei dem die höfische Lyrik erstmals ins Ironische und Satirische umbricht, kann an dieser Stelle nicht nachgezeichnet werden (Literatur vgl. Schottmann 1971; Schweikle 1989). Einen Überblick über den lyrischen Formenbestand dieser Gesellschaftskunst des Adels bieten die Gliederungsmodelle in 2.1.3. Die weitere Entwicklung wird im 13. und 14. Jh. teils durch Nachahmung und Variation (spätstaufischer Kreis, Tannhäuser, Konrad von Würzburg, Johannes Hadlaub, Hugo von Montfort), teils durch originelle Umformung (Oswald von Wolkenstein) des vorhandenen Bestandes gekennzeichnet. Die Sammlung der klassischen Liedkunst in den großen Lyrik-Hss. um 1300 zeigt weniger das Fortleben der TS als das antiquarische Interesse der Auftraggeber an. Neuerungen bringt das 13. Jh. mit dem Sprechspruch (Freidank), dem Ausbau des Sangspruchs (Kanzler, Marner, Meissner etc.), dem religiösen Leich (Reinmar von Zweter), der Weiterentwicklung der Marienlyrik (*Rheinisches Marienlob*, Eberhard von Sax) und den Vorformen des geistlichen Volkslieds, den sog. Leisen. Der gelehrte, oft gekünstelte Sangspruch (Frauenlob) und allegorische Gedichte (Heinrich von Mügeln) weisen im 14. Jh. ebenso auf die Formtypen des späteren Meistersangs voraus wie die aus der Spruchdichtung sich entwickelnde Reimrede bei Heinrich dem Teichner und Peter Suchenwirt. (Zum Lied vgl. Edwards 1996).

3.10. Zeigt sich die Kontinuität der Literatur im Spätmittelalter vor allem am Fortleben der traditionell-konservativen TSS aus dem Funktionsbereich Religion/Alltag (so übernimmt z. B. die Literatur des Deutschen Ordens im 14. Jh. fast das gesamte religiös bestimmte TSS-Repertoire des Frühmhd.; vgl. Richert 1978) und der hochbewerteten Adelsliteratur (Minnelyrik, Spruchdichtung, höfischer Roman, Heldenepos), so wird u. E. der Wandel im 13. Jh. – trotz des Widerspruchs von Schnell (1978, 62) – durch das erstmalige Auftreten von TSS deutlich, die nur noch z. T. diesen beiden Funktionsbereichen zuzuordnen sind. In der Dichtung mit

ihren Überschneidungsfeldern sehen wir die System-Innovationen durch die Entwicklung deutschsprachiger dramatischer TSS, durch die Ausbildung eines weitgefächerten TSS-Feldes der Lehrdichtung und das Auftreten der Kleinepik mit allen ihren Untergattungen.

3.11. Das geistliche Drama in dt. Sprache emanzipiert sich im 13. Jh. vollständig von den lat. Spielformen (vgl. Michael 1971; Neumann 1987), nachdem es zunächst nur dt. Einlagen in lat. Spielszenen gab (*Benediktbeurer Passionsspiel*). Ein erstes Zeugnis stellt das Fragment eines *Osterspiels von Muri* dar (Mitte 13. Jh.), gefolgt vom *St. Galler Weihnachtsspiel* (um 1270). An diese beiden Spielformen, die aus Liturgie und Kultus erwachsen, schließen sich Passions- und Mysterienspiele an; Fronleichnamsspiel und szenische Marienklagen vervollständigen das Repertoire geistlicher Spiele, das klar abgegrenzte landschaftliche Spieltraditionen kennt. – Ein profanes Theaterspiel läßt sich in der Mitte des 14. Jhs. noch vor den Fastnachtsspielen (erster bekannter Autor Hans Rosenplüt) nachweisen (*Neidhartspiele*, *Des Entkrist Vasnacht*).

3.12. Ein Blick auf Gesamtdarstellungen der lehrhaften Dichtung zeigt, daß alle poetischen TSS der mhd. Literatur lehrhafte Züge tragen. Besonders stark sind die höfischen Romane mit direkter oder mittelbarer Lehrinformation durchsetzt. Dennoch ist es eine neue Erscheinung im 13. Jh., daß sich neben der Spruchdichtung eigene TSS herausbilden, die neben allgemeiner Lebensweisheit, christlicher Morallehre und den Normen der neuen Laienethik schließlich auch so unterschiedliche Disziplinen wie gesittete Verhaltensweisen (Etikette) und naturkundliches Wissen an die Laien vermitteln wollen. Die Absicht erklärt sich aus der mal. Ansicht, daß nicht nur wissenschaftliche Erkenntnisse und religiöse Glaubensinhalte, sondern auch die Tugend als rationales Wissen erlernbar sei.

Auf die Neuartigkeit einer solchen umfassenden Vermittlung vorher nur in Latein vorhandenen Wissens verweist Hugo von Trimberg, *Der Renner* 24543ff.: *Swâ diz buoch vert durch diu lant, / In Swâben, in Düringen, in Beiern, in Franken, / Da sülh tiutsche liute danken / Mîner sêle mit irm gebete, / Mit almuosen, mit anderre guotête, / Daz ich vil fremder lêre in hân! In tiutscher zungen kunt getân, / Die manic jâr vor und dennoch hiure! In tiutscher sprâche wâren tiure.*

So treten neben die älteren didaktischen TSS (Streitgespräch, Rätsel, Lehrgedicht) nun didaktische Großformen als Ständelehre (Konrad von Ammenhausen, *Schachzabelbuch*; *Buch der Rügen*), Jugendlehre (Thomasin von Zerclaere, *Der Welsche Gast*; Konrad von Haslau, *Der Jüngling*), Ritter- und Fürstenlehre (Winsbecke, *Magezoge*, *Väterliche Lehren des Andreas*), Lebenslehre bzw. Tugend- und Lasterlehre (Freidank, *Bescheidenheit*; Hugo von Trimberg, *Renner*; *Dt. Cato*), schließlich auch Tischzuchten etc. Die religiöse Lehrdichtung (Stricker, *Vom heiligen Geiste* und *Die Messe*; Lambrecht von Regensburg, *Tochter Sion*; Brun von Schönebeck, *Das Hohe Lied*; Hugo von Langenstein, *Martina*) erfährt inhaltlich wie typenmäßig im 14. Jh. durch die Lehrgedichte Heinrichs von Mügeln (zunehmende Allegorisierung), des Teichners, Suchenwirts und Heinrich Kaufingers eine große Ausweitung. Heinrich Wittenwilers satirisches Lehrgedicht *Der Ring* (um 1400) steht am Ende des von uns betrachteten Zeitraums.

3.13. Das neuentstehende TSS-Feld der Kleinepik erweist sich als ein überaus vielgestaltiger Komplex, dessen Kernzone aber eindeutig Märe (Vernovelle), Bispel, Parabel und Fabel umfaßt. Die Grenzen zu den kürzeren Formen der Sprechsprüche und Reimreden wie zu den längeren der höfischen Verserzählungen und Legendenromane sind fließend und nur durch einen Systematisierungsversuch mittels Quantität (Grenze nach Verszahlen, Fischer 1968), nicht aber von einem Funktionsmodell her zu begründen (zu dem daraus resultierenden Wissenschaftsstreit vgl. Haug 1993, 1 u. Anm. 2). Obwohl schon seit dem 10. Jh. eine lateinische Novellistik bezeugt ist (*Modus Liebinc*), wird nicht sie, sondern werden vor allem die lat. Exempla – für die Predigt in Sammlungen zusammengestellt – im 13. Jh. entscheidend für die Entstehung mhd. kleinepischer Formen. Vor allem beim Stricker, der mit seinem Werk zuerst alle wesentlichen TSS vorstellt, ist die erwähnte lat. Quellenbasis wichtig. Näher am höfischen Versroman stehen die Novellen Konrads von Würzburg und Herrands von Wildonie. Moralisch-dogmatische Gebote illustrieren z. B. das *Maere vom Helmbrecht* von Wernher dem Gartenaere und die Verserzählung *Der Schlegel* von Rüdiger von Hinkhoven. Ein Höhepunkt der Fabeldichtung liegt im 14. Jh. (Ulrich Boner, *Edelstein*).

3.14. Einen wichtigen Neuansatz für die Entwicklung des TSS-Systems im Spätmittelalter stellt zweifellos das Auftreten dt. TSS im Bereich Alltag/Institutionen und seiner Überschneidungsfelder (Religion/Wissenschaft) dar, da viele dieser Texte vorher fast ausschließlich im lat. Schul-, Wissenschafts- und Verwaltungsbetrieb situiert waren. Neben Rechts- und Verwaltungsprosa treten im Sachbereich der Naturlehre, der Medizin, des Kriegswesens, der Haus- und Landwirtschaft etc. TSS mit ausgeprägt pragmatischer Funktion auf. Die neuen Formen geistlicher Prosa zeigen deutlich ihren Gebrauchscharakter in ihrer Ausrichtung auf Mission, Seelsorge und Liturgie. Die Geschichtsschreibung und schließlich auch die Wissenssummen lösen sich allmählich aus den heilsgeschichtlichen Zusammenhängen und werden stärker durch eine Sach- und Zweckbeziehung determiniert. Pragmatisch orientierte TSS aus dem Bereich Alltag werden überwiegend in Prosaform abgefaßt.

3.14.1. Die Herausbildung der mhd. TSS in Prosa ist ein in der Forschung häufig diskutiertes Problem. Im 12. Jh. erfolgt der Durchbruch der Prosa im Bereich des Rechts (vgl. 3.15.), des geistlichen Schrifttums (vgl. 3.17.) und der Geschichtsschreibung und Geschichtsdichtung (vgl. 3.18.). Damit wird ein Prozeß eingeleitet, an dessen Ende die TSS in Prosa dominieren, weil der Vers als formales Element auf Randbereiche der Schriftlichkeit abgedrängt wird (vgl. Heinzle 1984, 206). Grundlegend bleibt dabei die Feststellung, daß die neuen Prosa-TSS keine spontanen Neuschöpfungen sind, sondern Vermittlungsprodukte zwischen lat. Schrift- und volkssprachlicher Laienkultur. Überträgt man die Forschungsergebnisse Stempels (1972) für die rom. Literaturen auf dt. Verhältnisse, so muß die Entstehung der dt. Prosa als „fällig gewordene Angleichung der eigenen an die lateinische Literatursprache“ (590) betrachtet werden, die von gebildeten Autoren/Rezipienten als bewußte Konkurrenz zur universalen lat. Sprache eingesetzt wurde. Auch die Bevorzugung alltäglicher TSS bei den Prosaformen (Gesetzes-, Sach- und Fachliteratur) oder den Prosaauflösungen (*Kaiserchronik* 1270, späte Viten, Legenden) und die stark phasenverschobene Prosaauflösung der höfischen Versepike (zum Ausnahmefall des mhd. *Prosa-Lancelot* vgl. Heinzle 1984, 222–228) läßt sich nach Stempel (1972, 594) von diesem Ansatz her begründen.

„Die Konkurrenz mit der lateinischen Schriftsprache wurde zuerst in den Bereichen gesucht, wo diese unbestrittene Geltung besaß und die Volkssprache als Instrument zweiten Ranges auf Distanz hielt; sie auf dem Gebiet der Unterhaltungsliteratur zu beginnen, auf dem sich das Französische [= Volkssprachige, Anm. Kästner/Schirok] eigene Positionen errungen hatte und sich das Lateinische zudem keineswegs auf die ungebundene Form beschränkte, war sinnlos.“

Somit hat sich die volkssprachige Prosa nicht so sehr gegen als vielmehr neben den lat. Prosaformen durchgesetzt. Dagegen hat Heinzle (1984, 205ff.) den Durchbruch der Prosa im 13. Jh. als „Besetzung einer angestammten Position der lateinischen Literatur durch die volkssprachige“ (ebd., 207) verstanden und die Etablierung der Prosa des Rechts und der Geschichtsschreibung mit den Bedürfnissen der neuen Staatlichkeit (Institutionen) und der geistlichen Prosa mit den neuen Frömmigkeitsbewegungen erklärt (ebd., 206). Eine so komplexe Erscheinung wie das Eintreten und kontinuierliche Anwachsen der Prosa-TSS läßt sich jedoch u. E. nicht monokausal erklären. Sicher spielten dabei so schichtenunspezifische, nicht auf die Formel 'Bürgerlichkeit und Realitätssinn' verkürzbare Bedürfnisse wie Sachgerechtigkeit und -angemessenheit in der Darstellung und Veränderungen in der Beglaubigungspraxis des TSS-Umfeldes (*chluogeu sach wil reimens nicht*, Wittenwiler, *Ring*, 3520; vgl. Kästner/Schütz 1983) eine Rolle.

3.14.2. Bildungssoziologisch kann man die Erscheinung mit der Herkunft und Tätigkeit der neuen Literaten im Spätmittelalter (Kanzleischreiber, Juristen, Ärzte, Lehrer etc.) in Verbindung bringen (vgl. 4.1.). Ihre in gelehrten Schulen erworbene literarische Kompetenz, die sie vor allem auch im Bereich der Institutionen anwendeten, gibt eine einleuchtende Erklärung dafür ab, warum viele dt. Prosa-TSS im 14. Jh. nicht nur die Form, sondern auch den Sprachstil ihrer lat. Vorbilder übernehmen (Besch 1972; Henne 1978).

3.15. Im 12. Jh. gibt es nur wenige Zeugnisse für die dt. Rechtsprosa; dabei handelt es sich vor allem um ritualisierte Rechtsformeln und Traditionsurkunden (Kartschoke 1990, 266–269). Diese Prosatexte stehen am Beginn einer Entwicklung, die sich erst im 13. Jh. voll entfaltet: die Verschriftlichung des dt. Rechts. Hier ist vor allem der *Sachsenspiegel* Eikes von Reggow (1220–1235 abgefaßt) zu nen-

nen, das älteste dt. Rechtsbuch. Es wurde in fast alle dt. Dialekte übertragen und regte die weitere schriftliche Fixierung dt. Rechtsprosa an (*Schwabenspiegel*, *Deutschenspiegel*). Die Verschriftlichung des Rechtswesens ging wie die meisten TSS aus dem Bereich der Institutionen von den Verwaltungszentren der Einzelterritorien oder des Reiches bzw. der Kirche aus (Kanzleien). Das erste dt. Reichsgesetz (*Mainzer Landfrieden*) stammt von 1235, die erste dt. Königsurkunde von 1240. Allerdings ging die kaiserliche Kanzlei erst unter Ludwig dem Bayern (1314–1347) endgültig zum Dt. über (Ausnahme: Verkehr mit der Kirche). Sie folgte damit einer allgemeinen Entwicklung, die in den Kanzleien der Städte (Kölner Schreinsurkunden, 12. Jh.; häufig dt. Urkunden im alem. Raum [Straßburg, Zürich] im 13. Jh.) und Territorialstaaten begonnen hatte. Dennoch laufen dt. und lat. Urkunden noch bis ins 17. Jh. parallel. Dt. Urbare, Stadtrechtsbücher, Steuerlisten, diplomatische Korrespondenz etc. zeugen seit der zweiten Hälfte des 13. Jhs. vom Bedürfnis der Laien, das Lat. im Alltag als Amts- und Geschäftssprache abzulösen.

3.16. Das nicht-theologische Gebrauchs- und Fachschrifttum, von Eis (1967) und Assion (1973) nicht unwidersprochen (vgl. Unger 1969, 217) unter der Systematik der Artesreihen erfaßt (freie, unfreie, verbotene Künste), basiert teils auf älterem, mündlich tradiertem Sachwissen, teils auf der schriftlichen lat. Wissenschaftstradition. Daraus leitet sich das Nebeneinander von TSS wie Zauber, Segen, Regel, Praktik, (Fisch-, Jagd-, Farbe- etc.) Büchlein auf der einen und wissenschaftlichem Traktat, Lehrbuch, Summe auf der anderen Seite ab. Bei den frühen Zeugnissen des 11. und 12. Jhs. handelt es sich um Segensformeln, Rezepte, diätetische Monatsregeln sowie Kräuter- bzw. Arzneibücher, die teils auf Erfahrungswissen, teils auf antike Medizin zurückgehen. In letzterem Fall handelt es sich dann um Übersetzungsliteratur, teilweise in dt.-lat. Mischsprache (Kartschoke 1990, 264–266). Wir heben aus der seit der Jh.wende anschwellenden Textmasse den *Lucidarius* (älteste Summe in Prosa mit stark theologischem Charakter, um 1190), Konrads von Megenberg *Buch der Natur* und *Deutsche Sphaera*, Gottfrieds von Franken *Pelzbuch*, Ortolfs von Baiern *Arzneibuch* heraus, um einige wenige Beispiele zu nennen. Erwähnung verdienen auch die beliebten Fecht- und Ringbücher, die Pilger- und Reiseberichte (im

14. Jh. dt. Übersetzungen des Marco Polo, Ordorico von Pordenone, Mandeville) sowie die frühen Kochbücher (*Buch von guter spise*, Mitte 14. Jh.).

3.17. Im Überschneidungsbereich Alltag/Religion wird die wichtigste Neuerung im TSS-System durch das zahlreiche Auftreten geistlicher Prosaformen (Predigt, Traktat, Bekenntnis, persönlicher Erfahrungsbericht, Brief) signalisiert. Es handelt sich dabei im 13./14. Jh. überwiegend um Texte von Franziskanern und Dominikanern, die für die Laienmission, für die Lesung bei Tisch im Kloster oder für die Betreuung von Mystikerinnen und religiösen Frauenzirkeln gedacht waren. Wir nennen für einzelne TSS exemplarisch die Namen von Berthold von Regensburg, Meister Eckhart, Johannes Tauler (Predigt; vgl. Mertens/Schiewer 1992), David von Augsburg, Heinrich von St. Gallen, Marquard von Lindau (Traktat), Mechthild von Magdeburg (mystischer Erfahrungsbericht), Heinrich Seuse (autobiographische Vita, mystische Betrachtung, Brief), Heinrich von Nördlingen/Margarete Ebner (Brief). Die Seelsorge-Prosa der Dominikanermystiker und der franziskanischen Volksschriftsteller erreichte im 14. Jh. neben der Nonnenvita weiteste Verbreitung. – Die Masse der geistlichen Übersetzungsprosa kann in die stark praxisorientierten TSS Ordensregel, Beichtbuch, Katechismus, Trost- und Sterbebüchlein und in die mehr wissenschaftlich ausgerichteten Übersetzungen der großen Scholastiker (Albertus Magnus, Thomas von Aquin etc.) unterteilt werden. – Daneben existiert aber weiterhin eine große Zahl von Legenden, Erzählungen und Lehrgedichten in Reimpaarversen (*Sybillen Weissagung*, *Leben Jesu*, *Des Teufels Netz* etc.), die von ihrer Gebrauchsfunktion her demselben Bereich wie die ‘moderne’ religiöse Prosa zugerechnet werden muß. – Schritte hin auf die Kunstprosa der dt. Frührenaissance stellen die schon in ital. Vorbildern geschulten Werke von Johann von Neumarkt (*Buch der Liebkosung*) und Johannes von Tepl (*Ackermann*) dar.

3.18. Im 11. und 12. Jh. bildete die volkssprachliche Bibel-, Legenden- und Geschichtsdichtung ein TSS-Feld, das der lat. Geschichtsschreibung komplementär zugeordnet war. Im 13. Jh. greift die Historiographie mit Welt-, Landes-, Fürsten- und Stadtchronik auf Bereiche über, die bislang der lat. Geschichtsschreibung vorbehalten waren. Bei

der Weltchronik stehen neue Prosaform (*Sächsische Weltchronik*, um 1230) und traditionelle Reimpaarfassung (Rudolf von Ems, *Weltchronik*) im 13. Jh. nebeneinander. – Seit der zweiten Hälfte des 13. Jhs. löst sich als Folge der Territorialisierung die adlige, klösterliche (und seit dem 14. Jh. auch städtische) Geschichtsschreibung allmählich aus den universalen, heilsgeschichtlichen Zusammenhängen und konzentriert sich stärker auf regionale und lokale Gesichtspunkte. Zeugnisse dafür sind Jansen Enikels *Fürstenbuch*, Ottokars von Steiermark *Österreichische Reimchronik*, die *Livländische Reimchronik* (alle um 1300). Die Umstellung auf die Prosaform ist erst im zweiten Drittel des 14. Jhs. vollständig durchgeführt: Klosterchronik (Christian Kuchmeister, *Niwen casus monasterii Sancti Galli*), Landeschronik (Leopold Stainreuther), Fürstenchronik (Andreas von Regensburg), die Chroniken der deutschen Städte (Twinger von Königshofen, *Deutsche Chronik*; Tilemann Elhen von Wolfhagen, *Limburger Chronik*) und schließlich das Amalgat von Stadt- und persönlich erlebter Zeitgeschichtsschreibung (Ulman Stromer, Burkhard Zink) präsentieren sich ausnahmslos in Prosa.

4. Autorengruppen – Auftraggeber und literarische Zentren – Adressaten und Rezipienten

So einfach es wegen der begrenzten Zahl der volkssprachigen TSS-Felder im Ma. zu sein scheint, die Verwendung der Texte in bestimmten Kommunikationskreisen bzw. Teilöffentlichkeiten (vgl. Faulstich 1996) aufzuzeigen, so schwierig stellt sich diese Aufgabe dar, wenn man im Einzelfall ein Textexemplar bzw. eine Werkgruppe einer konkreten Binnenöffentlichkeit zuordnen will. Die Schwierigkeit beruht v. a. auf der mangelhaften Quellsituation (Schirok 1982). Trotzdem versuchen wir, einige Aspekte des literarischen Kommunikationsprozesses in den verschiedenen Öffentlichkeitskreisen des Ma. kurz zu umreißen.

4.1. Autorengruppen

Wir versuchen zunächst, soziale (v. a. bildungsmäßige) Gruppierungen und ihre Affinitäten zu speziellen TSS zu bestimmen. – Als erste und zunächst einzige schrift- und lesekundige (*litterati*) Gruppe erscheinen die Kleriker, die während des gesamten Zeitrau-

mes zu den wichtigsten Literaturproduzenten gehören. Dabei tritt in der frmhhd. Zeit besonders die Gruppe der Mönche bei der Entstehung der Gebrauchsprosa und geistlichen Dichtung hervor (Meissburger 1970, 256). Ob es sich bei Heinrich von Melk, dem Pfaffen Lamprecht, Konrad und Wernher schon um Weltgeistliche handelt, muß dahingestellt bleiben. Auch im hohen und späteren Ma. beteiligt sich der Klerus nicht nur an den speziell religiösen TSS (Berthold von Regensburg, Meister Eckhart), sondern er tritt auch im weltlichen Literaturbereich hervor (Thomasin von Zerklare; zum Minnesang Bumke 1979, 432). Die Bedeutung der Kleriker als Autoren von Chroniken/Annalen sowie ihr Interesse an Sach- und Fachliteratur ist offensichtlich. – Die höfisch-ritterliche Dichtung wird hauptsächlich von zwei Autorengruppen getragen, den gebildeten, meist (Ausnahmen im Minnesang) niedrigen Adligen (Hartmann, Wolfram, Wirnt) und den nichtadligen Berufsdichtern. Diese letzte Gruppe ist dem weiten Bereich der Fahrenden zuzuordnen, nimmt aber, soweit sie als höfische Dichter/Sänger am Adelshof agieren, eine Sonderstellung ein (Rumslant, Marner; vgl. Kästner 1996). Sie sind vor allem Produzenten von Minnelyrik und Spruchdichtung (vgl. jedoch 2.1.2.4.), aber auch Lehrdichter. Im Übergang zum Spätma. zeigt die Stellung eines Autors wie Konrad von Würzburg (in Basel) die sich anbahnenden Wandlungen. – Im 14. Jh. nimmt die Zahl der fahrenden Berufsdichter entschieden ab. Dafür erscheinen als Literaturproduzenten einmal die neue Gelehrtenschicht, die auch den Frühhumanismus trägt (Kanzleischreiber und Beamte wie Michael de Leone in Würzburg, Heinrich von Klingenberg in Konstanz und Rudolf Losse in Erfurt, Juristen, Ärzte, Magister etc.), zum anderen Handwerkerdichter in der Stadt (Rosenplüt, Kaufringer), die v. a. in den TSS der Reimrede, der Schwankdichtung, des Fasnachtspiels, des Meistersangs, des Historischen Ereignislieds und des Volkslieds hervortreten. – Für die Gruppen der Kleriker, Adelsdichter und Berufsdichter ist auch im Spätma. das Abhängigkeitsverhältnis von ihren Auftraggebern (4.2.) von entscheidender Bedeutung, denn das Patronageverhältnis determiniert Habitus und Intention ihrer literarischen Produktion in weitem Maße (Spriewald 1976, 57). Das Mäzenatentum bleibt im Spätma. nicht mehr nur auf den Kreis fürstlicher Standespersonen beschränkt. Wie schon das Beispiel Kon-

rads von Würzburg zeigt, bestehen verschiedene Gönnerverhältnisse, vor allem an weltlichen und geistlichen Höfen, Städten und Universitäten. Eine Lösung des Patronageverhältnisses mit weitreichenden Folgen kündigt sich mit dem Auftreten bürgerlicher Autoren an, die Literatur für den „Markt“ produzieren (Hans Folz mit eigener Druckerei). Obwohl die ökonomisch bedingte Abhängigkeit der Autoren im späten Ma. noch lange nach der Erfindung des Buchdrucks eine Orientierung der TSS am kulturellen Selbstverständnis der führenden Oberschichten bedingt, setzt doch mit dem neuen Medium Druck die allmähliche „Auflösung der organischen Einheit von Dichter und Publikum bzw. Gönnern“ ein (Spriewald 1976, 30).

4.2. Auftraggeber und literarische Zentren

Aufschlüsse über die Gönner und Auftraggeber sowie die literarischen Zentren lassen sich v. a. aus direkten Autorenaussagen und der frühen Überlieferung gewinnen. – Die frmhhd. Geistlichendichtung hat nach Ausweis der großen Sammelhss. (Vorau, Wien, Millstatt) ihr Zentrum im bayerisch-österreichischen Raum. Dasselbe gilt für die Heldenepik. Für die übrige weltliche Epik zeichnen sich im 12. Jh. drei Zentren mit lebhaften Beziehungen und Rückbeziehungen ab: Bayern (Herzogshof Heinrichs des Löwen in Regensburg), Thüringen (Landgrafenhof Ludwigs III. und seiner Brüder) und (entsprechend der im Westen weniger konzentrierten Herrschaftsstruktur ohne beherrschenden Mittelpunkt) die Rheinlande, von denen die entscheidenden Impulse ausgehen. – Gegen Ende des 12. Jhs. vollziehen sich Umschichtungen. Thüringen steigert seine Bedeutung als Literaturzentrum unter Hermann I. (1190–1217), wobei hier besonders die antiken Stoffe im Mittelpunkt des Interesses stehen. Daneben erlangt der bisher ausgeklammerte Südwesten durch die Adaption der modernen frz. Literatur (Artusepik und Minnesang) eine zentrale Stellung. Für den Minnesang bildet sich neben dem staufischen Kaiserhof im Südwesten ein zweites Zentrum am Babenbergerhof in Wien heraus. Die neuen Vorschläge von Thomas (1995) für die Zuordnung prominenter Werke der Epik an die bedeutendsten Herrschersippen des 13. und 14. Jhs. haben, unabhängig von ihrer Haltbarkeit im Einzelfall, ganz zu Recht die zentrale Rolle der volkssprachigen Epik als Bestandteil der Propagandapolitik von Fürstenhäusern und ihres dynastischen Legitima-

tionsstrebens herausgestellt. – Im 13. Jh. tritt im Zuge des Ausbaus der Landesherrschaft eine stärkere Streuung der literarischen Zentren ein, die sich im 14. Jh. fortsetzt (Heinzle/Johnson/Vollmann-Profe 1994), hier aber nicht im einzelnen zu verfolgen ist (Heinzle 1984, 17ff.). Offenbar fördert der Repräsentationswille das Mäzenatentum und damit die Literaturproduktion entscheidend (Tannhäusers *VI. Leich*; Bumke 1979, 186ff.). Wichtig wird in zunehmendem Maße die Rolle der Städte (Straßburg, Basel, Konstanz, Zürich u. a.). – Wenn Bumke (1979, 265) im Zusammenhang damit auf die Entstehung der Minnesang-Sammelhss. (Ende 13./Anfang 14. Jh.) hinweist, so ist damit ein in der Tendenz grundsätzlich anderes, nämlich konservierendes, nicht mehr primär produktionsförderndes Mäzenatentum angesprochen (dazu Becker 1977). Beide Typen des Gönnerturns müßten im Zusammenhang gesehen werden. Obwohl die Arbeiten von Bumke und Becker einerseits wegen der zeitlichen Begrenzung (Bumke), andererseits wegen der (anfechtbaren) Auswahl der behandelten Texte (Becker) nicht ohne weiteres übereinanderprojiziert werden können, scheint sich doch u. E. eine gewisse Komplementarität der Ergebnisse abzuzeichnen. Während Bumke (1979, 190) für die 2. Hälfte des 13. Jhs. eine Verlagerung des literarischen Schwerpunkts auf die Bereiche Brandenburg, Sachsen, Dänemark, Braunschweig, Thüringen, Meißen, Schlesien, Polen, Böhmen und Bayern feststellt, konstatiert Becker (1977, 216f.) für den Bereich Mittel-, Nord- und Ostdeutschland eine relativ geringe Reproduktionstätigkeit, die er aus der weitmaschigeren Siedlungsdichte und der gegenüber dem Südwesten und Westen niedrigen Kultivierungsstufe erklärt. – Die Divergenz könnte sich auflösen, wenn sich zeigen ließe, daß die beiden Gönnerturnen personell i. d. R. nicht kongruieren. Ergänzungen und Korrekturen könnte hier noch die Auswertung literarischer Anspielungen ergeben, die Rückschlüsse auf die vom Autor unterstellten Literaturkenntnisse der Rezipienten zuläßt.

4.3. Adressaten – Rezipienten

Die oben (4.2.) angesprochene Ermittlung der Handschriftenbesteller und -besitzer führt nur zu einem kleinen Teil der Rezipienten; die Auswertung der literarischen Anspielungen erfaßt den Adressatenkreis nur im Hinblick auf seine (unterstellten) literarischen Kenntnisse. In methodisch ähnlicher

Weise wie bei der Auswertung der literarischen Anspielungen hat man versucht, aufgrund der Inhalte und Tendenzen eines Textes bzw. einer TS eine Adressaten(gruppe) – bzw. allgemeiner die Trägerschicht(en) – zu bestimmen. So erschließt Meissburger (1970, 256) für die frühe geistliche Dichtung benediktinische Autoren und als Adressaten die Mitbrüder im Kloster, den Laienadel, das Volk, die Kirchgänger. – Kontrovers diskutiert wird die kommunikative Situierung von Minnesang und Artusroman. Da alle Adelschichten als Autoren, Gönner und Adressaten/Rezipienten daran beteiligt sind, liegt es nahe, vom Hof als literarischem Kommunikationszentrum und einer nicht weiter spezifizierbaren adligen Trägerschicht auszugehen. Glaubt man, die primäre (ausbildende) Trägerschicht auf bestimmte Adelsschichten (Hochadel, niederer Adel/Ministerialen) eingrenzen zu können, so wird die Ansetzung sekundärer (übernehmender) Trägerschichten bzw. komplementärer Identifikationsangebote der Texte unabweisbar. So stellt sich z. B. beim Minnesang die Frage, ob die literarische Stilisierung der Dienstideologie von 'unten' oder von 'oben' ausgegangen ist und dann von 'oben' bzw. von 'unten' übernommen wurde und worin die Beweggründe zu suchen sind (vgl. Köhler 1970; Liebertz-Grün 1977; Kaiser 1980, der die Fragestellung freilich von der Genese auf die Rezeptionsdisposition in Deutschland verschiebt). – Für die spätmal. Literatur findet sich häufig die in letzter Zeit allerdings zurückhaltender gebrauchte Kennzeichnung 'bürgerlich'. Demgegenüber hat Schnell (1978, 24ff.) dargelegt, daß der gängige zeitlich-soziologische Trägerschichtenansatz (Hochmittelalter – Adel/Spätmittelalter – Bürgertum) in doppelter Weise verfehlt ist; zum einen bildet der Adel bis ins 16. Jh. „neben Geistlichkeit und städtischer Oberschicht den eigentlichen Adressatenkreis für Literatur“, zum anderen ist die Stadt weder aus dem feudalen Herrschaftsgefüge ausgegliedert, noch unterscheiden sich die führenden Schichten in der Stadt in dem Maße von denen außerhalb, daß von einer streng abgegrenzten Sonderstellung gesprochen werden könnte (Grubmüller 1979). Erscheinungen, die man bisher häufig auf eine „Verbürgerlichung“ zurückgeführt hat (z. B. Zunahme der Fachliteratur, Aufkommen des Prosaromans), sind nach Schnell vielmehr Ergebnisse des steigenden Literarisierungsprozesses der Volkssprache im Gefolge wachsender Bildung beim Adel und der städtischen Bevölkerung.

5. Tendenzen des Textsortenwandels

5.1. Haupttendenzen

Überblickt man die literarische Entwicklung vom frühen zum späten Ma., so lassen sich – zunächst isolierend – fünf Erscheinungen konstatieren:

Verschriftlichung ehemals mündlicher volkssprachiger TSS – Übernahme ehemals lat. TSS in die Volkssprache – teils eigenständige, teils außengesteuerte Ausbildung und Entwicklung des TSS-Systems – quantitative Zunahme volkssprachiger Literatur in allen TSS-Bereichen – Übergang vom Vers zur Prosa (volliterarisiert allerdings erst im 15. Jh.).

5.2. Äußere Gründe

Die Ursache für die Entstehung eines differenzierten volkssprachlichen TSS-Systems liegt im Aufkommen einer Laienkultur, die sich als Gegenmodell zur geistlichen Kultur empfindet und so verstanden wird (vgl. die Polemik Thomasins). – Entscheidend für die weitere Entwicklung ist die Veränderung in der Bildungssituation: vom 13. Jh. an nimmt die Schreib- und Lesefähigkeit langsam, aber stetig zu. – Hinzu kommt der Prozeß der Territorialisierung (Ausbau der Landesherrschaft) und die Entwicklung des Städtewesens. Dadurch wird die Verfügbarkeit neuen Erfahrungs- und Bildungswissens (Verwaltung/Wirtschaftsprozesse) und die (anwendungsbezogene) Kenntnis über Naturvorgänge erforderlich. – Damit ist bereits eine Reihe neuer Bedürfnisse und Notwendigkeiten im Bereich Schule und Verwaltung angesprochen (vgl. Art. 116). Andere bestehen im religiös-kirchlichen Bereich (Predigt; Ketzerbewegungen; Mystik). – Zwei entscheidende Schübe liegen am Rande bzw. jenseits des hier behandelten Zeitraumes: die Ablösung des Pergaments durch Papier am Ende des 14. Jhs. und das Aufkommen der Drucktechnik im 15. Jh. – Insgesamt zeigt sich also, daß hier gleichgerichtete Tendenzen, Notwendigkeiten und Möglichkeiten in und aus verschiedenen Bereichen in vielfacher Verflechtung einander bedingend und verstärkend zusammenlaufen.

5.3. TSS und Evolution

Keine TS ist eine streng normative Größe, sondern stets evolutionierend (vgl. 2.1.4.). Wie am Beispiel Tagelied zu zeigen wäre, kann die Variationsbreite sogar die TSS-Ein-

heit im Sinne der herkömmlichen Definitionsmöglichkeit in Frage stellen. – Da sich die Entwicklung einer TS nicht unabhängig von anderen TSS vollzieht, ist stets das Umfeld und das Gesamtsystem mit zu beobachten; dabei ist nach den Leistungen und Funktionen der Einzel-TS, den funktionalen Beziehungen zu anderen TSS und der Häufigkeitsverteilung zu fragen. Am Beispiel Pastourelle/Tagelied zeigt sich, daß sich die unterschiedliche Besetzung dieser TSS in Frankreich und Deutschland aus der Funktionsidentität erklärt. Die Funktionen sind also entscheidende Steuerungsinstanzen. Dabei herrscht im allgemeinen die Tendenz zur Ausfaltung und Differenzierung der Funktionen/TSS vor. Ein Beispiel für Polyfunktionalität bietet Wolframs *Parzival*, in den lehrhafte Passagen der Bereiche Ethik, Religion, Naturwissenschaft integriert sind, die z. T. noch nicht durch eigene volkssprachliche TSS abgedeckt sind. Die Auslagerung dieser Funktionen in eigene TSS erfolgt teilweise in deutlicher Rückbindung an den *Parzival* (Beispielfiguren und Form des Lehrgesprächs beim Winsbecke; Übernahme von *Parzival*-partien in religiöse Dichtung; vgl. Kästner 1978; Schirok 1982). Die Auslagerung ermöglicht nun einerseits die Ignorierung der Polyfunktionalität des *Parzival* und die polemische Reduzierung auf die Unterhaltungsfunktion durch Hugo von Trimberg, die sich bezeichnenderweise bei Thomasin in dem Maße noch nicht findet, andererseits ist sie im Bereich der Verhaltenslehre Voraussetzung für die Entwicklung parodistischer TSS (Winsbecke-Parodien; negative Lehren). Auch beim TSS-Wandel darf die Perspektive nicht auf die Produktion beschränkt bleiben, sondern Reproduktion/Distribution und Rezeption müssen mit einbezogen werden. Erscheinungen wie der Übergang von bestellter Einzelproduktion zur Vorratshaltung (Lauber, Mentelin u. a.), Handschriftenillustration, Prosaauflösung oder der Übergang von der Gruppenhör- zur Einzelleserezeption betreffen jedoch weitgehend die zeitgenössische wie die frühere Literatur (z. B. Prosaroman/Prosaauflösung); sie wirken daher unterschiedsausgleichend, modernisierend und rezeptionsfördernd (Prosaauflösung des *Wigalois* 1493; bis 1664 10 Aufl.), die bewußte Verschließung gegenüber modernen Tendenzen dagegen rezeptionshemmend (Mentelins *Parzival*-druck in Versen 1477).

6. Literatur (in Auswahl)

(Vgl. auch das Literaturverzeichnis zu Art. 116).

Adamzik, Kirsten, Textsorten – Texttypologie. Eine kommentierte Bibliographie. Münster 1995. (Studium Sprachwissenschaft 12).

Assion, Peter, Altdeutsche Fachliteratur. Berlin 1973. (GG 13).

Becker, Peter Jörg, Handschriften und Frühdrucke mittelhochdeutscher Epen. Eneide, Tristrant, Tristan, Erec, Iwein, Parzival, Willehalm, Jüngerer Titurel, Nibelungenlied und ihre Reproduktion und Rezeption im späteren Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Wiesbaden 1977.

Bertau, Karl, Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter. 2 Bde. München 1972/73.

Besch, Werner, Vers oder Prosa? Zur Kritik am Reimvers im Spätmittelalter. In: Festschrift für Hans Eggers. Tübingen 1972, 745–766. (PBB [T] 94, Sonderheft).

Betten, Anne, Analyse literarischer Dialoge. In: Fritz/Hundsnurscher 1994, 519–544.

de Boor, Helmut, Der Daniel des Stricker und der Garel des Pleier. In: PBB (T) 79, 1957, 67–84. – Wiederabdruck in: Ders., Kleine Schriften I. Berlin 1964, 184–197.

Ders. (Hrsg.), Mittelalter. Texte und Zeugnisse. Bd. 1.2. München 1965. (Die deutsche Literatur. Texte und Zeugnisse I,1,2).

Brandt, Wolfgang, Mittelhochdeutsche Literatur: Epik. In: Schmitt, Bd. 2, 1971, 384–463.

Bumke, Joachim, Die romanisch-deutschen Literaturbeziehungen im Mittelalter. In: Jaus/Köhler, 1972, 264–303.

Ders., Mäzene im Mittelalter. Die Gönner und Auftraggeber der höfischen Literatur in Deutschland 1150–1300. München 1979.

Ders., Höfische Kultur. Literatur und Gesellschaft im hohen Mittelalter. 2 Bde. München 1986. (dtv 4442).

Ders., Geschichte der deutschen Literatur im hohen Mittelalter. München 1990. (dtv 4552).

Ders., Höfische Kultur. Versuch einer kritischen Bestandsaufnahme. In: PBB 114, 1992, 414–492.

Ders., Höfischer Körper – Höfische Kultur. In: Heinze 1994, 67–102.

Corneau, Christoph, 'Wigalois' und 'Diu Crône'. Zwei Kapitel zur Gattungsgeschichte des nachklassischen Aventiureromans. München 1977. (MTU 57).

Cramer, Thomas, Geschichte der deutschen Literatur im späten Mittelalter. München 1990. (dtv 4553).

Curtius, Ernst Robert, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Bern 1948 (u. ö.).

Edwards, Cyril/Ernst Hellgardt/Norbert H. Ott (Hrsg.), Lied im deutschen Mittelalter. Überliefe-

- rung, Typen, Gebrauch. Chiemsee-Colloquium 1991. Tübingen 1996.
- Eis, Gerhard, Mittelalterliche Fachliteratur. 2. Aufl. Stuttgart 1967. (SM 14).
- Erzgräber, Willi (Hrsg.), Europäisches Spätmittelalter. Wiesbaden 1978. (Neues Handbuch der Literaturwissenschaft 8).
- Faulstich, Werner, Medien und Öffentlichkeit im Mittelalter, 800–1400. Göttingen 1996. (Die Geschichte der Medien 2).
- Fischer, Hanns, Studien zur deutschen Märendichtung. Tübingen 1968.
- Ders., Deutsche Literatur und lateinisches Mittelalter. In: Werk – Typ – Situation. Festschrift für Hugo Kuhn zum 60. Geburtstag. Stuttgart 1969, 1–19.
- Fritz, Gerd, Geschichte von Dialogformen. In: Fritz/Hundsnurscher 1994, 545–562.
- Ders./Franz Hundsnurscher (Hrsg.), Handbuch der Dialoganalyse. Tübingen 1994.
- Glier, Ingeborg (Hrsg.), Die deutsche Literatur im späten Mittelalter. 1250–1370. 2. Tl. Reimpaargedichte, Drama, Prosa. München 1987. (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart III,2).
- Gotzkowsky, Bodo, 'Volksbücher'. Prosaromane, Renaissance-novellen, Versdichtungen und Schwankbücher. Bibliographie der deutschen Drucke. Tl. I: Drucke des 15. und 16. Jhs. Baden-Baden 1991. (Bibliotheca bibliographica Aureliana 125).
- Grubmüller, Klaus, Der Hof als städtisches Literaturzentrum. Hinweise zur Rolle des Bürgertums am Beispiel der Literaturgesellschaft Münchens im 15. Jh. In: Ders. [u. a.] (Hrsg.), Befund und Deutung. Zum Verhältnis vom Empirie und Interpretation in Sprach- und Literaturwissenschaft. (Hans Fromm zum 26. Mai 1979 von seinen Schülern). Tübingen 1979, 405–427.
- Grünkorn, Gertrud, Die Fiktionalität des höfischen Romans um 1200. Berlin 1994. (PSQ 129).
- Hasebrink, Burkhard, Das Predigtverfahren Meister Eckharts. Beobachtungen zur thematischen und pragmatischen Kohärenz der Predigt Q 12. In: Mertens/Schiewer 1992, 150–168.
- Ders., Formen inzitativer Rede bei Meister Eckhart. Untersuchungen zur literarischen Konzeption der deutschen Predigt. Tübingen 1992. (TTG 32).
- Haubrichs, Wolfgang, Die Anfänge: Versuche volkssprachiger Schriftlichkeit im frühen Mittelalter (ca. 700–1050/60). Königstein/Ts. 1988. 2. Aufl. Tübingen 1995. (GdL 1, Tl. 1).
- Haug, Walter, Literaturtheorie im deutschen Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jhs. Darmstadt 1985. 2. Aufl. 1992.
- Ders., Entwurf zu einer Theorie der mittelalterlichen Kurzerzählung. In: Kleinere Erzählformen des 15. und 16. Jhs. Hrsg. v. W. H./Burghart Wachinger. Tübingen 1993, 1–36. (Fortuna vitrea 8).
- Ders., Mündlichkeit, Schriftlichkeit und Fiktionalität. In: Heinzle 1994, 376–397.
- Heger, Hedwig (Hrsg.), Spätmittelalter, Humanismus, Reformation. Texte und Zeugnisse. Tlbd. 1: Spätmittelalter und Frühhumanismus. Tlbd. 2: Blütezeit des Humanismus und Reformation. München 1975–1978. (Die deutsche Literatur, Texte und Zeugnisse II, 1, 2).
- Heinzle, Joachim, Wandlungen und Neuansätze im 13. Jh. (1220/30–1280/90). Königstein/Ts. 1984. 2. Aufl. Tübingen 1994. (GdL 2, Tl. 2).
- Ders., Wie schreibt man eine Geschichte der deutschen Literatur des Mittelalters? In: DU 41, 1989, H. 1, 27–40.
- Ders. (Hrsg.), Literarische Interessenbildung im Mittelalter. DFG-Symposion 1991. Stuttgart und Weimar 1993. (Germanistische Symposien 14).
- Ders. (Hrsg.), Modernes Mittelalter. Neue Bilder einer populären Epoche. Frankfurt a. M./Leipzig 1994.
- Ders., Rezension zu Ursula Schaefer (Hrsg.), Schriftlichkeit im frühen Mittelalter. Tübingen 1993. (ScriptOralia 53). In: IASL 20, H. 2, 1995, 215–219.
- Ders./L. Peter Johnson/Gisela Vollmann-Profe (Hrsg.), Wolfram-Studien XIII. Literatur im Umkreis des Prager Hofes der Luxemburger. Schweinfurter Kolloquium 1992. Berlin 1994.
- Heitz, Paul/Fr. Ritter (Hrsg.), Versuch einer Zusammenstellung der deutschen Volksbücher des 15. u. 16. Jhs. nebst deren späteren Ausgaben und Literatur. Straßburg 1924.
- Henne, Helmut, Literarische Prosa im 14. Jh. – Stilübung und Kunst-Stück. In: ZfdPh 97, 1978, 321–336.
- Henrich, Dieter/Wolfgang Iser (Hrsg.), Funktionen des Fiktiven. München 1983. (Poetik und Hermeneutik 10).
- Hinck, Walter (Hrsg.), Textsortenlehre – Gattungsgeschichte. Mit Beiträgen von Alexander von Bormann [u. a.]. Heidelberg 1977. (medium literatur 4).
- Janota, Johannes, Neue Forschungen zur deutschen Dichtung des Spätmittelalters (1230–1500) 1957–1968. In: DVLG, Sonderheft 1971, 1*–242*.
- Jauss, Hans Robert, Theorie der Gattungen und Literatur des Mittelalters. In: Ders./Köhler 1972, 107–138.
- Ders./Erich Köhler (Hrsg.), Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters. Bd. 1. Heidelberg 1972.
- Kaiser, Gert, Minnesang – Ritterideal – Ministerialität. In: Horst Wenzel (Hrsg.), Adels Herrschaft und Literatur. Bern [usw.] 1980, 181–208. (Beiträge zur Älteren Deutschen Literaturgeschichte 6).
- Kartschoke, Dieter, Geschichte der deutschen Literatur im frühen Mittelalter. München 1990. (dtv 4551).

Kästner, Hannes, *Mittelalterliche Lehrgespräche. Textlinguistische Analysen, Studien zur poetischen Funktion und pädagogischen Intention.* Berlin 1978. (PSQ 94).

Ders., *Sermo Vulgaris oder Hövischer Sanc.* Der Wettstreit zwischen Mendikantenpredigern und Wanderdichtern um die Gunst des Laienpublikums und seine Folgen für die mhd. Sangespruchdichtung des 13. Jhs. In: *Wechselspiele: Kommunikationsformen und Gattungsinterferenzen mhd.* Lyrik. Hrsg. v. Michael Schilling/Peter Strohschneider. Heidelberg 1996, 209–243. (GRM, Beih. 13).

Ders., *Minnegespräche. Die galante Konversation in der frühen deutschen Lyrik.* In: *Historical Dialogue Analysis.* Ed. Andreas H. Jucker, Gerd Fritz, Franz Lebsanft. Amsterdam/Philadelphia 1999. (Pragmatics and beyond New Series 66), 167–188.

Ders./Eva Schütz, *Beglaubigte Information. Ein konstitutiver Faktor in Prosaberichten des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit.* In: *Textsorten und literarische Gattungen. Dokumentation des Germanistentages in Hamburg vom 1.–4. 4. 1979.* Berlin 1983, 450–469.

Kern, Peter, *Die Artusromane des Pleier. Untersuchungen über den Zusammenhang von Dichtung und literarischer Situation.* Berlin 1981. (PSQ 100).

Klein, Thomas, *Zum Verhältnis von Sprachgeschichte und Literaturgeschichte in der gegenwärtigen Mittelaltergermanistik.* In: *DU* 41, 1989, H. 1, 91–103.

Knapp, Fritz Peter, *Die Literatur des Früh- und Hochmittelalters in den Bistümern Passau, Salzburg, Brixen und Trient von den Anfängen bis zum Jahre 1273.* Graz 1994. (Geschichte der Literatur in Österreich von den Anfängen bis zur Gegenwart 1).

Knoop, Ulrich, *Das mittelhochdeutsche Tagelied. Inhaltsanalyse und literarhistorische Untersuchungen.* Marburg 1976. (MBG 52).

Köhler, Erich, *Ideal und Wirklichkeit in der höfischen Epik. Studien zur Form der frühen Artus- und Graldichtung.* 2. Aufl. Tübingen 1970. (Beih. zur ZrPh. 97).

Ders., *Gattungssystem und Gesellschaftssystem. In: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte* 1, 1977, 7–22.

Koppitz, Hans-Joachim, *Studien zur Tradierung der weltlichen mittelhochdeutschen Epik im 15. und beginnenden 16. Jh.* München 1980.

Kuhn, Hugo, *Zur Typologie mündlicher Sprachdenkmäler.* In: *SbBayA* 1960, 5. Wiederabdruck in: Ders., *Text und Theorie.* Stuttgart 1969, 10–27.

Ders., *Gattungsprobleme der mhd. Literatur.* In: *SbBayA* 1956, 4. Wiederabdruck in: Ders., *Dichtung und Welt im Mittelalter.* Stuttgart 1969, 41–61.

Ders., *Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters.* Tübingen 1980.

Kunze, Konrad, *Deutschsprachige Hagiographie von den Anfängen bis 1300.* In: *Hagiographies. Histoire internationale de la littérature hagiographique latine et vernaculaire en Occident des origines à 1550,* sous la direction de Guy Philippart. Vol. 2. Brepols-Turnhout 1996. (Corpus Christianorum. Hagiographies 2), 211–238.

Liebertz-Grün, Ursula, *Zur Soziologie des 'amour courtois'. Umriss der Forschung.* Heidelberg 1977. (Beihefte zum Euphion 10).

Meissburger, Gerhard, *Grundlagen zum Verständnis der deutschen Mönchsdichtung im 11. und 12. Jh.* München 1970.

Mertens, Volker/Hans-Jochen Schiewer, *Die deutsche Predigt im Mittelalter. Internationales Symposium am Fachbereich Germanistik der Freien Universität Berlin vom 3.–6. Oktober 1989.* Tübingen 1992.

Ders./Friedrich Wolfzettel (Hrsg.), *Fiktionalität im Artusroman. Dritte Tagung der Deutschen Sektion der Internationalen Artusgesellschaft in Berlin vom 13.–15. Februar 1992.* Tübingen 1993.

Michael, Wolfgang F., *Das deutsche Drama des Mittelalters.* Berlin/New York 1971. (Grundr. 20).

Moser, Hugo, *Minnesang und Spruchdichtung? Über die Arten der hochmittelalterlichen deutschen Lyrik.* In: *Euph.* 50, 1956, 370–387.

Müller, Jan-Dirk, *Zu einigen Problemen des Konzepts 'Literarische Interessenbildung'.* In: *Heinle* 1993, 365–384.

Ders. (Hrsg.), *'Aufführung' und 'Schrift' im Mittelalter und Früher Neuzeit.* Stuttgart und Weimar 1996. (Germanistische Symposien 17).

Müller, Ulrich, *Ein Beschreibungsmodell zur mittelhochdeutschen Lyrik – Ein Versuch.* In: *ZfdPh* 98, 1979, 53–73.

Näser, Wolfgang, *Urkundensprache, 'Volksprache' und Tradition.* In: *Festschrift für Bernhard Martin.* Marburg 1980, 284–303. (DDG 100).

Neumann, Bernd, *Geistliches Schauspiel im Spiegel der Zeit. Zur Aufführung mittelalterlicher religiöser Dramen im deutschen Sprachgebiet.* 2 Bde. München 1987. (MTU 84, 85).

Richert, Hans-Georg, *Die Literatur des dt. Ritterordens.* In: *Erzgräber* 1978, 275–286.

Rieger, Dietmar, *Gattungen und Gattungsbezeichnungen der Trobadorlyrik. Untersuchungen zum altprovenzalischen Sirventes.* Tübingen 1976. (Beih. zur ZrPh. 148).

Ruh, Kurt, *Höfische Epik des deutschen Mittelalters.* Bd. 1 (2. Aufl.); 2. Berlin 1977; 1980. (GG 7, 25).

Rupprich, Hans, *Die deutsche Literatur vom späten Mittelalter bis zum Barock.* Tl. 1: *Das ausgehende Mittelalter, Humanismus und Renaissance 1370–1520.* München 1970. (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart 4,1).

- Schaefer, Ursula (Hrsg.), Schriftlichkeit im frühen Mittelalter. Tübingen 1993. (ScriptOralia 53).
- Schirok, Bernd, Studien zur späten deutschen Artusepik. Bd. 1.2. Habil. (masch.) Freiburg 1977.
- Ders., Parzivalrezeption im Mittelalter. Darmstadt 1982. (Erträge der Forschung 174).
- Ders., *Als dem hern Êrecke geschach*. Literarische Anspielungen im klassischen und nachklassischen deutschen Artusroman. In: LiLi 18, 1988, H. 70, 11–25).
- Ders., Der Codex Sangallensis 857. Überlegungen und Beobachtungen zur Frage des Sammelprogramms und der Textabfolge. In: *Ist mir getroumet mîn leben?* Vom Träumen und vom Anderssein. Festschrift für Karl-Ernst Geith zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. André Schnyder, Claudia Bartholomey-Tusch, Barbara Fleith, René Wetzol. Göttingen 1998. (GAG 632), 111–126.
- Schmitt, Ludwig Erich (Hrsg.), Kurzer Grundriß der germanischen Philologie bis 1500. Bd. 2: Literaturgeschichte. Berlin 1971.
- Schmolke-Hasselmann, Beate, Der arturische Versroman von Chrestien bis Froissart. Zur Geschichte einer Gattung. Tübingen 1980. (Beih. zur ZrPh. 177).
- Schnell, Rüdiger, Zum Verhältnis von hoch- und spätmittelalterlicher Literatur. Versuch einer Kritik. Berlin 1978. (PSQ 92).
- Scholz, Manfred Günter, Hören und Lesen. Studien zur primären Rezeption der Literatur im 12. und 13. Jh. Wiesbaden 1980.
- Schottmann, Hans, Mittelhochdeutsche Literatur: Lyrik. In: Schmitt 1971, Bd. 2, 464–527.
- Schwarz, Alexander, Sprechaktgeschichte. Studien zu den Liebeserklärungen in mittelalterlichen und modernen Tristandichtungen. Göttingen 1984. (GAG 389).
- Schweikle, Günther, Die mittelhochdeutsche Minnelyrik. Bd. 1: Die frühe Minnelyrik. Texte und Übertragungen, Einführung und Kommentar. Darmstadt 1977.
- Ders., Minnesang. Stuttgart 1989. 2. Aufl. 1995. (SM 244).
- Schwietering, Julius, Singen und Sagen. 1908. Wiederabdruck in: Ders., Philologische Schriften. München 1969, 7–58.
- Splett, Jochen, Das Wortschatzargument im Rahmen der Gattungsproblematik des *Nibelungenliedes*. In: Fritz Peter Knapp (Hrsg.), Nibelungenlied und Klage. Sage und Geschichte, Struktur und Gattung. Passauer Nibelungengespräche 1985. Heidelberg 1987, 107–123.
- Spriewald, Ingeborg [u. a.], Grundpositionen der deutschen Literatur im 16. Jh. Berlin/Weimar 1976.
- Stackmann, Karl, Neue Philologie? In: Heinze 1994, 398–427.
- Stempel, Wolf-Dieter, Die Anfänge der romanischen Prosa im 13. Jh. In: Jauss/Köhler 1972, 585–601.
- Tervooren, Helmut, Gattungen und Gattungsentwicklung in mittelhochdeutscher Lyrik. In: Ders. (Hrsg.), Gedichte und Interpretationen. Mittelalter. Stuttgart 1993, 11–39. (Reclam UB 8864).
- Thomas, Heinz, Herrschersippen und höfische Epik im deutschen Mittelalter. In: Wirtschaft, Gesellschaft, Unternehmen. Festschrift für Hans Pohl zum 60. Geburtstag. Hrsg. v. Wilfried Feldenkirchen [u. a.]. 2. Bd. Stuttgart 1995. (Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beih. 120b), 757–781.
- Unger, Helga, Vorreden deutscher Sachliteratur des Mittelalters als Ausdruck literarischen Bewußtseins. In: Werk – Typ – Situation. Festschrift für Hugo Kuhn. Stuttgart 1969, 217–251.
- Vollmann-Profe, Gisela, Wiederbeginn volkssprachiger Schriftlichkeit im hohen Mittelalter (1050/60–1160/70). Königstein/Ts. 1986. 2. Aufl. Tübingen 1994. (GdL I, Tl. 2).
- Wehrli, Max, Geschichte der deutschen Literatur vom frühen Mittelalter bis zum Ende des 16. Jhs. Stuttgart 1980. (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart 1).
- Wenzel, Horst, Hören und Sehen, Schrift und Bild: Kultur und Gedächtnis im Mittelalter. München 1995.
- Wolf, Alois, Variation und Integration. Beobachtungen zu hochmittelalterlichen Tageliedern. Darmstadt 1979. (Impulse der Forschung 29).
- Ders., Einleitung zu: Martina Backes, Tagelieder des deutschen Mittelalters. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch. Ausgewählt, übersetzt und kommentiert. Stuttgart 1992. (Reclam UB 8831).
- Wolf, Norbert Richard, Geschichte der deutschen Sprache. Bd. 1: Althochdeutsch – Mittelhochdeutsch. Heidelberg 1981. (UTB 1139).

Hannes Kästner/Bernd Schirok, Freiburg

96. Die Diagliederung des Mittelhochdeutschen

1. Diachronische Gliederung
2. Diastratische Gliederung
3. Diaphasische Gliederung
4. Diatopische Gliederung
5. Literatur (in Auswahl)

Der Epochenbegriff 'Mittelhochdeutsch' kann nicht eine einheitliche, in sich mehr oder weniger geschlossene Sprachform oder Stufe der Sprachentwicklung bezeichnen, sondern ist in erster Linie ein zeitliches Gerüst, innerhalb dessen eine Reihe von Entwicklungstendenzen, die als dynamische Merkmale das Mhd. ausmachen, feststellbar ist.

1. Diachronische Gliederung

Das Mhd. wird hier – allgemeinem Usus entsprechend – für die Zeit von etwa 1050 bis 1350 angesetzt. Als Abgrenzungskriterium vom vorausgehenden Ahd. wird angenommen, daß die volkssprachigen Texte vor allem dadurch eine neue Qualität erhalten, daß nicht mehr, wie im Ahd., volkssprachig textiert wird, um in irgendeiner Weise der Latinität zu dienen, sondern daß die Volkssprache ihren Eigenwert zugesprochen bekommt. Das erste Mal wird dies bereits um 1000 deutlich ausgesprochen: In seinem berühmten Brief an Bischof Hugo III. von Sitten äußert sich Notker III von St. Gallen:

Scio tamen quia primo abhorrebitis quasi ab insuetis. Sed paulatim forte incipient se commendare vobis et praevaleritis ad legendum et ad dinoscendum, quam cito capiuntur per patriam linguam quae aut vix aut non integre capienda forent in lingua non propria (zit. nach Sonderegger 1970, 83).

Notker weist hier auf das Neue, das Unerhörte, aber auch auf das Sachliche seines Unternehmens und seiner Meinung hin; gleichzeitig formuliert er deutlich die Wichtigkeit des volkssprachigen Textierens. Notker markiert also einen Neuanfang, die Handschriften seiner dt. Texte enthalten indes auch noch genügend Latein, so daß wir von einer Übergangszeit sprechen können, die um die Mitte des 11. Jhs. abgeschlossen sein dürfte.

Den 'Ausklang des Mittelhochdeutschen' (Erben 1962) markiert nicht mehr so sehr das geänderte Bewußtsein vom Eigenwert der Mutter-/Volkssprache, sondern eine Änderung der Vertextungsnormen: die Dominanz des Reim(paar)verses wird von der Prosa ab-

gelöst. Damit geht auch ein Wandel sowohl in Textproduzenten- als auch -rezipientengruppen einher). Die neuen Prosatextarten setzen um die Mitte des 13. Jhs. ein, in breitem Strom bestimmen sie von der Mitte des 14. Jhs. an die Überlieferung. Wir müssen also auch am Ende der Epoche mit einem breiten Übergangszeitraum rechnen. Auch dieser Wandel wird zunächst als so neu empfunden, daß die neue Textgestaltung explizit, z. T. sogar in Reimen (mit denen die Autoren beweisen wollen, daß sie durchaus die alte Form beherrschen, aber aus bestimmten Gründen eine andere wählen) begründet wird (vgl. zusammenfassend Wolf 1983):

Auch hân ich mût in meinem sinn, / Dazz ich dizz chlain buchlin / Welle ôn reimen machen / Durch zwaier hande sachen; / Die êrst daz ich dise heylich-ait / Mit durnechtiger wârheit / Muge dester pas bewaren, / [...] / Wann swelch geticht man reimet, / Wort czu worten leimet, / Dâ irret oft der worter glanz, / daz der sin nicht gar ist ganz (Mönch von Heilsbronn, 'Die sieben Farben des Fronleichnams', Anfang 14. Jh., zit. nach Wolf 1981, 167).

Zu diesen Außengrenzen kommt auch noch eine Binnengliederung, die – für unsere Zwecke sehr deutlich – im Zusammenhang mit einem geplanten neuen mhd. Wörterbuch öffentlich erörtert worden ist.

Im Jahre 1952 veranstaltete die Berliner Akademie der Wissenschaften eine Tagung anläßlich der Eröffnung des neu gegründeten Instituts für deutsche Sprache und Literatur. Damals wurde auch das Projekt 'Mittelhochdeutsches Wörterbuch' vorgestellt. Man ging dabei von einem zeitlichen Ansatz von 1050–1500 aus und stellte dazu fest: „In den viereinhalb Jahrhunderten [...] ist ein sprachlich sehr verschiedenes Wortmaterial schriftlich überliefert. Man kann geradezu sagen, daß wir es mit drei ganz verschiedenen und in sich selbständigen Sprachen zu tun haben.“ (Kienast 1954, 99). Genannt wurden das Frühmittelhochdeutsche, „das Mittelhochdeutsch der sogenannten klassischen Epoche“ und als „dritte Sprache [...] die des Spätmittelalters“ (ebd. 99f.). Wichtig ist die Schlußfolgerung aus diesen Beobachtungen: „Bei diesem Zustand unserer Sprachquellen haben wir uns nach langen Erwägungen entschlossen, das Mittelhochdeutsche in die drei eben genannten Sprachepochen aufzuteilen und jeder dieser Epochen ein selbständiges Alphabet innerhalb des mittelhochdeutschen Wörterbuchs einzuräumen“ (ebd. 100).

Mit anderen Worten: Wir können den Zeitraum von 1050 bis 1350 in die Abschnitte Frühmittelhochdeutsch (1050–1150/70), 'klas-

sisches' Mittelhochdeutsch (1170–1250) und Spätmittelhochdeutsch (1250–1350) gliedern, wobei der letzte Abschnitt gleichzeitig den Übergang zum Frnhd. darstellt. Dies läßt sich nicht nur aufgrund des Wortmaterials, sondern auch aufgrund weiterer Phänomene beobachten und begründen.

2. Diastratische Gliederung

Das Mhd. ist vor allem dadurch gekennzeichnet, daß der 'Laien' (d. i. eine Person, die keine geistlichen Weihen bekommen oder kein Ordensgelübde abgelegt hat) immer stärker am Literaturbetrieb teilnimmt.

In frnhd. Zeit begegnen Autoren, die „sich selbst als Laien zu erkennen“ geben, obgleich sie geistliche Literatur schreiben, wodurch sie kundtun, daß sie in enger „Verbindung zu geistlichen Lebensformen“ stehen (Kartschoke 1990, 217). So reiht sich, um ein Beispiel anzuführen, Heinrich von Melk (wohl 1. Hälfte des 12. Jhs.) in seiner geistlichen Mahnrede 'Von des todes gehvge eine rede' in die Schar der Laien ein: *Dar vf hab wir laeien ein archwan*. Gleichzeitig wenden sich Autoren explizit an Laien als Publikum; der Dichter des 'Ezzoliedes' (1. Hälfte des 12. Jhs.) will *iu herron / heina wâr reda vor tuon*; der Arme Hartmann (Mitte des 12. Jhs.) rechnet sich selbst den Ungelehrten zu (*Ich unde andre tumben*) und wendet sich zu *lere den tumben*.

Im Laufe der Literaturgeschichte werden die geistlichen Stoffe durch weltliche abgelöst, wobei zunächst noch Geistliche als Autoren fungieren; gleichzeitig berufen sich die Autoren nicht mehr ausschließlich auf lat. Vorlagen. Für all dies ist der Pfaffe Lamprecht, der Verfasser des 'Alexanderliedes' ein gutes Beispiel; er sagt von sich selbst *Iz tihte der phaffe Lambret* und verweist auf die frz. Vorlage: *Alberich von Bisinzo / der brâhte uns diz lit zû. / Er hetez in walhischen getihtet. / Nû sol ich es euh in dûtischen berihten*. Der Pfaffe Konrad, der um 1170 das 'Rolandslied' geschrieben hat, ist noch nicht so modern, er übersetzt zuerst den frz. Text ins Lat.:

Ob iu daz liet gevalle, / sô gedencket ir mîn alle: / ich haize der phaffe Chunrat. / Also iz an dem bûche gescribin stât / in franczischer zungen, / so hân ich diz in die latîne bedwungen, / danne in die tûtiske gekêret (zit. nach Wolf 1996, 83f., dort weitere Beispiele).

Dies ändert sich im hohen Mittelalter: Dessen wesentliche und einflußreiche Literatur ist dadurch gekennzeichnet, daß Laien für

Laien schreiben. Gesellschaftlicher Ort dieses neuen Literaturbetriebs waren die Höfe, die sich an den Residenzen der sich herausbildenden Territorien bildeten.

„Die Residenzbildung war aber auch für die Literaturgeschichte von großer Bedeutung, weil der ortsfeste Fürstenhof als gesellschaftlicher und kultureller Mittelpunkt eine große Ausstrahlungskraft entfaltete. Die Ortsgebundenheit des Hofes erlaubte neue Formen der fürstlichen Repräsentation [...] und auch neue Wege des literarischen Mäzenatentums“ (Bumke 1986, 76).

Große Fürstenhöfe wurden im 12. Jh. zu literarischen Zentren, an denen „eine Literatur entstand, die besonders deutlich in ihrer Orientierung an frz. und prov. Mustern die gesellschaftlichen Interessen und Vorstellungen der höfischen Gesellschaft spiegelte“ (Bumke 1964, 67). In diesem Rahmen konnte sich eine soziale Gruppe, und zwar die 'Ritter', kulturell, im speziellen: literarisch entfalten. Das 'Rittertum' darf dabei – dies gilt für das hohe, nicht für das späte Mittelalter – nicht als ein einheitlicher sozialer Stand gesehen werden, sondern es ist vielmehr wahrscheinlich, „daß das Rittertum sehr unterschiedliche Gruppen umfaßt und sich dennoch als eine Gemeinschaft empfand“ (Fleckenstein 1974, 120), die weniger ein „Phänomen der Sozialgeschichte“, als vielmehr ein „Phänomen der Kulturgeschichte“ (Fleckenstein 1976, 45) ist, weil eben das Rittertum „aus seinem Ideal lebt[e]“ und „dieses Ideal [...] ein Teil seiner Wirklichkeit“ (Fleckenstein 1976, 44) war.

Die ritterlichen Autoren sind stolz darauf, Ritter zu sein: Hartmann von Aue, um das bekannteste Beispiel zu zitieren, betont überdies, daß er *litteratus* sei:

Ein ritter sô gelêret was / daz er an den bochen las / swaz er daran geschriben vant: / der was Hartman genannt. ('Armer Heinrich'), ähnlich im 'Iwein': *Ein rîter, der gelêret was / unde ez an den buochen las, / [...] / er was genant Hartman*. Daß Rittertum und Hof eng zusammengehören, können Stellen wie folgende demonstrieren: *her Gâwein was der hœfischste man / der rîters namen ie gewan* ('Iwein'). Und in diesem kulturell-gesellschaftlichen Kontext kann der Erzähler in Wolframs von Eschenbach 'Parzival' von sich sagen: *schuldes ambet ist mîn art*, weil eben „der schild als symbol des ritterthums“ (Benecke/Müller/Zarncke 1866, 129) gelten kann.

Es ist klar, daß das Rittertum nicht die ganze Literatur des hohen Mittelalters bestimmte. Daneben gab es noch Geistliche, die eine reiche Literatur, vor allem Lehr- und Legendendichtung verfaßten.

Das Spmhd. kann am ehesten durch eine soziale Vielfalt gekennzeichnet werden: Das Rittertum hat mit dem Ende der Staufer und dem Interregnum seine kulturelle Position verloren, an seine Stelle trat nichts Gleichartiges, sondern eben eine große Vielfalt, von der erst im Frnhhd. dominierende Tendenzen wirksam werden.

3. Diaphasische Gliederung

Die geschilderten diastatischen Gegebenheiten haben zur Folge, daß man nicht einige wenige Sprachstile bzw. Ausdrucksmodalitäten als typisch für das Mhd. feststellen und beschreiben kann.

Das Frnhhd. ist in erster Linie eine Experimentier- bzw. Erprobungsphase, in der vor allem die Möglichkeiten des Reims, insbesondere des Reimpaarverses geprüft werden. Sogenannte, will sagen: vom Standpunkt der höfischen Dichtung aus bewertet, unreine Reime sind häufig und scheinen den damaligen Autoren kein Problem gewesen zu sein. Im späten Mittelalter tut sich auch im stilistischen Bereich eine große Vielfalt auf, eine Leitvarietät ist nicht auszumachen. Sprachgeschichtlich ist vielmehr bedeutsam, daß die spmhd. Autoren „unter vielerlei Einflüssen“ stehen: „zur Sprache ihrer Landschaft [...] kommt ein mannigfaches literarisches Erbe [...], aus dem sie schöpfen“ (Erben 1962, 92). Diese Autoren werden sich auch der dialektalen Vielfalt des Deutschen bewußt, reflektieren und thematisieren diese (Schieb 1972; Wolf 1983).

Demgegenüber ist die 'höfische Dichtersprache', wie sie uns in Ansätzen schon im 'Aneasroman' Heinrichs von Veldeke und dann voll ausgebildet in den Werken der mhd. 'Klassiker' entgegentritt, eine relativ feste Stilform, deren Qualitäten ziemlich präzise beschrieben werden können:

(1) Rhetorische Gestaltung: Im ganzen Mittelalter (und noch darüber hinaus) „wird kunstmäßige Rede nicht auf Dichtung beschränkt, vielmehr im weiten Felde rhetorischer Übung begriffen“, umgekehrt ist „die Dichtung ein Teil der Redekunst und die Poetik ein Teil der Rhetorik“ (Wehrli 1987, 115). Gerade die höfischen Dichter betonen die Geltung und den Wert rhetorischer Normen und rhetorischer Gestaltung, explizit oder auch implizit durch ihre Arbeit. Eine sehr klare Quelle für solche Formulierungen ist die 'Dichterschau' im 'Tristan' Gottfrieds von Straßburg.

Er lobt an Hartmann von Aue die rhetorische Gestaltung, *wie er mit rede figieret / der äventüre meine! / wie lüter und wie reine / sin kristalliniu wortelîn / beidiu sint und iemer müezen sîn!* Und von Heinrich von Veldeke heißt es: *ir ist und ist genuoc gewesen / vil sinnic und vil rederich. / Von Veldeken Heinrich / der sprach ûz vollen sinnen.* Ein Dichter muß also sowohl *sinnic*, d. h. voll des richtigen *sinn*es („Art und Gabe der inneren Ausgestaltung“, Krohn 1981, 61) als auch *rederich*, d. h. voll der Rhetorik (*rede* = poetisch-rhetorische Darbietung) sein.

Die literaturgeschichtliche Forschung gerade zur Dichterschau hat die Bezüge zur antiken Rhetorik deutlich herausgearbeitet (zusammenfassend Ganz 1978). Die Forschung hat auch das Lob Veldekes *er inpfete das erste rîs / in tiutischer zungen* als Übertragung „der welschen Ritterkultur“ (Bertau 1972, 548) interpretiert; diese Übertragung, die „Orientierung am Vorbild der französischen höfischen Sprache“ (Straßner 1995, 17) äußert sich vor allem in einem zahlreichen

(2) Lehnwortschatz aus dem Frz., der in höfischen Texten geradezu massiert auftritt: „â!“ *sprâchen s'al gemeine / grôze unde cleine, / dē duin dūze âventûre / si dūze créature: / got gebe sūeze âventure / sô sūezer créature!*“ (Gottfried von Straßburg, 'Tristan'). Wie sehr besonders die höfische Literatur von Transferenzen aus dem Frz. bestimmt ist, kann eine Übersicht deutlich machen (nach Palander 1902):

Text	Frz. Lehnwörter
'Jüngere Judith' (Mitte 12. Jh.)	4
'Kaiserchronik' (Mitte 12. Jh.)	12
'Alexanderlied' (Mitte 12. Jh.)	24
'Rolandslied' (um 1170)	39
'Reinhard Fuchs' (Ende 12. Jh.)	11
Hartmann von Aue 'Erek'	71
Hartmann von Aue 'Iwein'	37

Abb. 96.1: Französische Fremdwörter in mhd. Texten

Wenn man, was notwendig ist, Textlänge und Anzahl der Fremdwörter zueinander in Relation setzt, dann wird deutlich, daß erst die höfischen Texte Hartmanns in reicherem

Maße Transferenzen als Mittel der höfischen Stilisierung verwendet; es kommt nicht so sehr auf die Entstehungszeit an, sondern eben auf die höfische Haltung. Dennoch, für das 12. Jh. wurden 235 Fremdwörter (Palander 1902), für das 13. Jh. hingegen ungefähr 1200 (Suolahti 1929/1933) gezählt. „Dieses französische Wortgut verteilt sich auf verschiedene Lebensgebiete, von denen in der klassischen Zeit der höfische Bereich stark im Vordergrund steht“ (Öhmann 1974, 329).

(3) Ideologisch geprägter Wortschatz: Das Rittertum als kulturelle Gruppe benötigt für seine literarische Kommunikation zentrale Wörter, die die Gruppenidentität wenn nicht ausdrücken, so doch zumindest repräsentieren, indem sie zentrale Werte benennen; gleichlautende Wörter, die in nicht-höfischen, etwa geistlichen Texten derselben Zeit begegnen, haben demgegenüber ihre 'normale', die 'alte', 'ursprüngliche' Bedeutung: *māze* bezeichnet bei höfischen Autoren „das maßvolle Verhalten bei allen Handlungen“ (Eggers 1965, 129), bei Berthold von Regensburg hat dieses Wort „eine ganz vordergründige Bedeutung. Sie wird vornehmlich auf das Essen und Trinken bezogen, und als ihr Gegenbegriff erscheint manchmal *vrāzheit*, 'die Vieleserei'“ (Eggers 1965, 170). Ähnlich verhält es sich mit Wörtern wie *tugent*, *zuht* oder *triuwe*.

(4) Tendenzen zum Dialektabbau: Vor allem in den Reimen läßt sich beobachten, daß die höfischen Autoren versuchen, wenn nicht bestrebt sind, extreme Dialektalismen zu vermeiden und bestimmte ursprünglich dialektal geprägte Formen zu bevorzugen. So verwenden auch bair. Autoren Verbformen wie *gân* oder *stân*, obwohl im Bair. die entsprechenden Formen mit </ê/ > vorherrschen, wohl „weil man sich deren in maßgebenden Kreisen bedient, weil sie feiner und höfischer“ gelten (Bohnenberger 1897, 214). Als Alemanne verwendet Hartmann von Aue auch in Reimen die Formen (*ge*)*seit* und (*ge*)*saget* nebeneinander, obwohl in seinem Dialekt die kontrahierten Formen vorgezogen worden sind. Dies könnte u. a. darauf zurückzuführen sein, daß der Dichter überregional wirken wollte (vgl. dazu Zwierzina 1898; 1900; 1901 und Fischer 1887).

Die mhd. Dichtersprache steht wohl auf wobd. Basis, was mit der Vormachtstellung der Staufer zusammenhängen könnte. Wie dem auch sei, im hohen Mittelalter äußern sich mehrere Autoren zum besonderen Pre-

stige des Schwäbischen und der Schwaben (Socin 1888, 76ff.).

G. Schieb (1970, 352) führt an, „daß trotz vielfältiger innerer Abstufungen seit etwa 1170 eine temperierte maasländ.-westmd.-thür. Literatursprache im Werden begriffen war“, worauf hindeute, daß „sich Literaturdenkmäler, die irgendwo in dem weiten Raum von der Maas im Nordwesten über den Rhein und den ganzen westmd. Streifen bis nach Thüringen entstanden, oft sehr schwer sprachlich gegeneinander abgrenzen lassen“. Die Einwände von H. Fromm (1971, 204) gegen diese These („Aber gearbeitet ist hier wenig und bewiesen nichts“) scheinen nicht ganz stichhaltig, denn mit der Annahme einer frühen nördlichen Literatursprache kann ein Phänomen wie das 'Veldeke-Problem' (vgl. dazu zusammenfassend Wolf 1981, 184f.; de Smet 1990) erklärt werden.

Nicht-höfische Gattungen, vor allem geistliche Texte, verfahren auch in diesem Punkt anders. Eberhard von Erfurt, Verfasser einer Legende 'Heinrich und Kunigunde' (1220) hebt hervor, daß er Thüringer sei:

Ich bin ein Durenc von art geboren: I hêt ich die sprâche nû verkorn I unt hête mîne zungen I an ander wort getwungen, I warzuo wêre mir daz guot? I Ich wêne, er effenliche tuot, I der sich der sprâche zucket an, der er niht gefuogen kan (zit. nach Socin 1888, 107).

4. Diatopische Gliederung

Wir können annehmen, daß das Mhd. dialektal ähnlich gegliedert ist wie die Gegenwartssprache, wobei das Neuland, das durch die Ostkolonisation zur Vergrößerung des Sprachraums entscheidend beiträgt, sprachlich noch nicht in Erscheinung tritt. Andererseits ist darauf hinzuweisen, daß das Mhd. uns nur in Handschriften entgegentritt, daß eventuelle Reflexe gesprochener Sprache kaum dialektale Informationen geben. Die Handschriften spiegeln ein Phänomen wie Schreibdialekte wider, doch wissen wir darüber, was das Mhd. betrifft, kaum Bescheid. Versuche, „Unterschiede der Landschaftssprachen“ (Paul/Wiehl/Grosse 1989, 167) zu beschreiben, sind letztlich bloße Extrapolationen frnhd. und rezenter Verhältnisse auf das Mhd.

Die Sprachform der meisten Editionen ist 'normalisiert', spiegelt also eher Philologengwissen als das Sprachwissen der damaligen Schreiber wider (vgl. Wolf 1989 und 1991). Immer noch gilt G. Schiebs (1970, 351f.)

Feststellung: „Bis 1250 greifen wir fast nur mundartfernste Schichten der Schriftlichkeit, Literatur- und Dichtersprache, in einer verwirrenden Fülle orthographischer Gewohnheiten fixiert.“

Was not tut, ist eine Aufarbeitung des Überlieferungsstandes, also ein Ernstnehmen des Mediums, das das Mittelhochdeutsche tradiert hat. Erste positive Ansätze dazu liegen in Arbeiten wie Hellgardt (1988) und Klein (1988) vor, eine Erarbeitung von Schreibzentren fehlt für das Mhd. indes noch gänzlich. Dabei ist ein Spezifikum des Mhd. zu beachten:

„Die sprachgeographische Einordnung der Quelle in dialektale Großlandschaften wie ‘ostoberdeutsch’, ‘westoberdeutsch’, ‘nordoberdeutsch’, ‘westmitteldeutsch’, ‘ostmitteldeutsch’ ist zweifellos anzustreben; sie wird aber im 12./13. Jh. durch schreibsprachliche und reimsprachliche Landschaften überlagert, die für eine angemessene Beschreibung des Mittelhochdeutschen wenigstens ebenso wichtig sind“ (Klein 1991, 5).

Somit bleibt beim derzeitigen Forschungsstand nur, auf „Pyramiden“ hinzuweisen, in denen G. Schieb (1969, 148f.) die Diagliederung des hochmittelalterlichen und des spätmittelalterlichen Deutsch anschaulich macht:

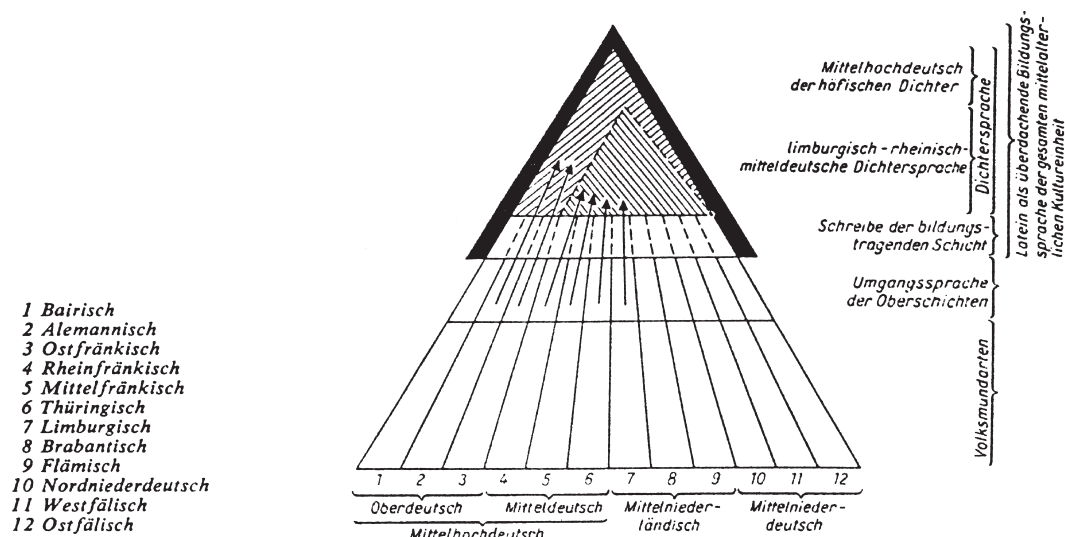


Abb. 96.2: Sprachliche Pyramide des hochmittelalterlichen Deutsch

5. Literatur (in Auswahl)

Benecke, Georg Friedrich/Wilhelm Müller/Friedrich Zarncke, Mittelhochdeutsches Wörterbuch. Leipzig. Bd. 1: 1854. Bd. 2/1: 1863. Bd. 2/2: 1866. Bd. 3: 1861.

Bertau, Karl, Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter Bd. 1: 800–1197. München 1972.

Bohnenberger, Karl, Über *gât/gêt* im Bairischen. In: PBB 22, 1897, 208–216.

Bumke, Joachim, Ministerialität und Ritterdichtung. München 1976.

Ders., Höfische Kultur. München 1986.

Deutsche Handschriften 1100–1400. Oxford Kolloquium 1985. Hrsg. v. Volker Honemann/Nigel F. Palmer. Tübingen 1988.

Eggers, Hans, Deutsche Sprachgeschichte Bd. 2. Das Mittelhochdeutsche. Reinbek 1965.

Erben, Johannes, Der Ausklang des Mittelhochdeutschen. In: Spätzeiten und Spätzeitlichkeit. Vorträge, gehalten auf dem 2. Internationalen Germanistenkongreß 1960 in Kopenhagen. Hrsg. v. Werner Kohlschmidt. Bern/München 1962, 86–102.

Fischer, Hermann, Zur Geschichte des Mittelhochdeutschen. Tübingen 1889. (Tübinger Universitätsprogramm).

Fleckenstein, Josef, Zum Problem der Abschließung des Rittertums. In: Historische Forschungen für W. Schlesinger. Hrsg. v. H. Beumann. Köln/Wien 1974, 252–271.

Ders., Rittertum und höfische Kultur. In: Jahrbuch der Max-Planck-Gesellschaft 1976, 40–52.

Fromm, Hans, Stemma und Schreibnorm. In: Mediævalia litteraria. Festschrift für Helmut de Boor. München 1971, 193–210.

Ganz, Peter, Einleitung zu Gottfried von Straßburg 'Tristan'. Wiesbaden 1978.

- Hellgardt, Ernst, Die deutschsprachigen Handschriften im 11. und 12. Jahrhundert. Bestand und Charakteristik im chronologischen Aufbau. In: Deutsche Handschriften 1988, 35–81.
- Kartschoke, Dieter, Geschichte der deutschen Literatur im frühen Mittelalter. München 1990.
- Kienast, Richard, Das Mittelhochdeutsche Wörterbuch. In: Das Institut für Deutsche Sprache und Literatur. Vorträge gehalten auf der Eröffnungstagung. Berlin 1954, 97–104. (Dt. Ak. Wiss. B., IdSL 1).
- Klein, Thomas, Ermittlung, Darstellung und Deutung von Verbreitungstypen in der Handschriftenüberlieferung mittelhochdeutscher Epik. In: Deutsche Handschriften 1988, 110–167.
- Ders., Zur Frage der Korpusbildung und zur computerunterstützten grammatischen Auswertung mittelhochdeutscher Quellen. In: ZfdPh 110, 1991, Sonderheft 'Mittelhochdeutsche Grammatik als Aufgabe', 3–23.
- Krohn, Rüdiger, Gottfried von Straßburg, Tristan Bd. 3, Kommentar, Nachwort und Register. 2. Aufl. Stuttgart 1981.
- Öhmann, Emil, Der romanische Einfluß auf das Deutsche bis zum Ausgang des Mittelalters. In: Deutsche Wortgeschichte. 3. Aufl. Hrsg. v. Friedrich Maurer/Heinz Rupp. Bd. 1. Berlin/New York 1974, 323–396.
- Palander, Hugo, Der französische Einfluß auf die deutsche Sprache im zwölften Jahrhundert. In: MSH 3, 1902, 75–204.
- Paul, Hermann/Peter Wiehl/Siegfried Grosse, Mittelhochdeutsche Grammatik. 23. Aufl. Tübingen 1989. (SkG, A 2).
- Schieb, Gabriele, Die deutsche Sprache im hohen Mittelalter. In: Kleine Enzyklopädie – Die deutsche Sprache. Bd. 1. Leipzig 1969, 147–188.
- Dies., Mittelhochdeutsch. In: Kurzer Grundriß der germanischen Philologie bis 1500. Hrsg. v. L. E. Schmitt. Bd. 1. Sprachgeschichte. Berlin 1970, 347–385. Wieder abgedruckt in: Dies., Ausgewählte Schriften zur deutschen und niederländischen Sprach- und Literaturgeschichte. Hrsg. v. Rudolf Benzinger/Jochen Splett. Göttingen 1994, 159–195.
- Dies., Probleme der Erscheinungsformen des älteren Deutsch in feudaler Zeit. In: Studien zur Geschichte der deutschen Sprache. Berlin 1972, 9–24.
- de Smet, Gilbert, Theodor Frings und die Literatur an Maas und Rhein im 12.–13. Jahrhundert. In: Sprache in der sozialen und kulturellen Entwicklung. Beiträge eines Kolloquiums zu Ehren von Theodor Frings (1886–1968). Hrsg. v. Rudolf Große. Berlin 1990, 375–387.
- Socin, Adolf, Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Heilbronn 1888.
- Sonderegger, Stefan, Althochdeutsch in St. Gallen. St. Gallen/Sigmaringen 1970. (Bibliotheca Sangalensis 6).
- Straßner, Erich, Deutsche Sprachkultur. Von der Barbarensprache zur Weltsprache. Tübingen 1995.
- Suolahti, Hugo, Der französische Einfluß auf die deutsche Sprache im dreizehnten Jahrhundert. In: MSH 8, 1929, 1–310 und 10, 1933, 1–485.
- Wehrli, Max, Literatur im deutschen Mittelalter. Eine poetologische Einführung. Stuttgart 1987.
- Wolf, Norbert Richard, Althochdeutsch – Mittelhochdeutsch. Heidelberg 1981. (UTB 1139).
- Ders., Das 14. Jahrhundert in der deutschen Sprachgeschichte. In: Zur deutschen Literatur und Sprache des 14. Jahrhunderts. Dubliner Kolloquium 1981. Hrsg. v. Walter Haug/Timothy R. Jackson/Johannes Janota. Heidelberg 1983, 368–383. (Reihe Siegen 45).
- Ders., Mittelhochdeutsch aus Handschriften. Hinweise zum Problem der historischen Grammatik und der Überlieferungsgeschichte. In: Überlieferungsgeschichtliche Editionen und Studien zur deutschen Literatur des Mittelalters. Festschrift für Kurt Ruh. Tübingen 1989, 100–108.
- Ders., Mittelhochdeutsch aus Handschriften II: Zur Adjektivflexion. In: ZfdPh 110, 1991, Sonderheft 'Mittelhochdeutsche Grammatik als Aufgabe', 93–110.
- Ders., Das Deutsch des Hochmittelalters. In: Wilhelm Schmidt, Geschichte der deutschen Sprache. 7. Aufl. Stuttgart/Leipzig 1996, 82–95.
- Zwierzina, Konrad, Beobachtungen zum Reimgebrauch Hartmanns und Wolframs. In: Abhandlungen zur germanischen Philologie. Festgabe R. Heinzel. Halle/S. 1898, 437–511.
- Ders., Mittelhochdeutsche Studien. In: ZfdA 44, 1900, 1–116, 249–316, 345–406; 45, 1901, 19–100, 253–313, 317–419.

Norbert Richard Wolf, Würzburg

97. Reflexe gesprochener Sprache im Mittelhochdeutschen

1. Allgemeine Überlegungen
2. Die Problematik der schriftlichen Quellen
3. Reflexe gesprochener Sprache
4. Schlußbemerkungen
5. Quellen der Textbeispiele
6. Literatur (in Auswahl)

1. Allgemeine Überlegungen

Die gesprochene Sprache ist in der Germanistik erst Mitte der 60er Jahre ein eigenständiges Forschungsgebiet geworden, als sich die Linguistik auf der Grundlage von Saussure und den Strukturalisten synchronisch ausrichtete (vgl. Kap. IV und V) und damit vielfältige neue Perspektiven eröffnete, so daß sie sich als selbständige Disziplin neben der historischen Sprachwissenschaft etabliert hat. Bisher beruhten die sprachlichen Untersuchungen allein auf schriftlichen Zeugnissen, weil diese die Sprache in einem optisch erfassbaren Zustand präsentieren und der wissenschaftlichen Analyse zugänglich machen.

Erst seit der Erfindung des Phonographen am Ende des 19. Jhs. ist es möglich, gesprochene Sprache zu konservieren, also über den spontanen Sprechakt hinaus zu bewahren und – ähnlich dem geschriebenen Text – jederzeit reproduzierbar zu machen. Inzwischen sind die Aufnahmegeräte weiterentwickelt, in ihrer Speicherkapazität vergrößert und in der Wiedergabequalität wesentlich verbessert worden. Der Wissenschaftler kann allerdings das akustische Dokument erst dann auswerten, wenn er es optisch erfassen kann, d. h. nach einer Transkription. Er kommt um die Schrift nicht herum. Für sie ist eine Reihe unterschiedlicher Systeme entwickelt worden, von denen jedes versucht, die Besonderheiten der gesprochenen Sprache wiederzugeben, ohne sich von der genormten, seit dem Schulbesuch internalisierten Schriftlichkeit beeinflussen zu lassen.

Die Dichotomie von gesprochener und geschriebener Sprache erfährt jeder schulpflichtige Sprachteilhaber, wenn er zu lernen hat, wie die ihm bisher selbstverständlich erscheinende mündliche Kommunikation in das Zeichensystem der Buchstaben umzusetzen und optisch zu fixieren ist. Die vertrauten Laute der alltäglichen Kommunikation und das sehr viel begrenztere Zeicheninventar der aus dem Lat. entlehnten Alphabets lassen sich nicht ohne weiteres einander zuordnen. Die

daraus entstehende Diskrepanz führt im kleinen Maßstab des heutigen Schulalltags und der Diskussion um die Rechtschreibung zu den gleichen Fragen, die vor mehr als 1100 Jahren Otfrid von Weißenburg in seinem Brief 'Ad Liutbertum' aufgeworfen hat. In diesem Begleitschreiben an den Mainzer Bischof, das er seiner Evangelienharmonie beigab, schildert er die Schwierigkeiten beim Übergang von der Oralität zur Skripturalität.

Während der fast 1200jährigen deutschsprachigen Textgeschichte läßt sich ständig das Bemühen der Autoren beobachten, regionalspezifische Eigenarten ihrer mündlichen Rede zugunsten einer überregional ausgerichteten Wirkung zu überwinden. Diese Überlegungen haben die Dichter der hochhöfischen Zeit ebenso geleitet wie sehr viel später die Buchdrucker und Luther. Oder aber der Autor hat wie Heinrich Wittenwiler bewußt das Kolorit seiner Region im Text bewahrt und diesen der gesprochenen Lautung angenähert.

Gesprochene Sprache gibt es in vielen Varietäten, die wir in der heutigen Kommunikation beobachten. Sie können von der regionalen Herkunft der Sprechenden geprägt sein, von ihrer sozialen Stellung, vom Ausbildungsgang, dem Alter, Geschlecht, Temperament, der Laune einer Tagesform, vom Gesprächsanlaß, den Themen, der Situation, der Zahl der Gesprächspartner und vielem anderen mehr. Das heißt: Es ist auch heute trotz hoch technisierter Geräte und differenziert entwickelter Aufnahmefunktionen und Transkriptionsverfahren schwer, einen gesprochenen Dialog mit all seinen komplexen Implikationen zu erfassen und zu analysieren. Stets werden einige Umstände (z. B. die den Text begleitende nonverbale Körpersprache) nicht berücksichtigt werden können. Und spontan gesprochene Sprache vor der Erfindung der Aufnahmegeräte kann nicht rekonstruiert werden, auch nicht aufgrund von literarischen Texten und ihren Dialogen (einschließlich Disputationen, Reden und der dramatischen Literatur).

Im folgenden wird versucht, in mhd. Texten Spuren gesprochener Sprache aufzuzeigen. Das ist nicht einfach, denn es hat kein allgemeinverbindliches Regelwerk für die Schreibung und die Handhabung der Grammatik gegeben, keinen nach einheitlichen Kriterien ausgerichteten Schulunterricht, also

keine Schreibnorm, die ja gerade die geschriebene von der gesprochenen Sprache unterscheidet.

Irmgard Weithase hat schon 1961 den Mut gehabt, eine zweibändige „Geschichte der gesprochenen Sprache“ zu publizieren. Sie hat dabei nicht die spontane alltägliche Kommunikationssituation im Blick gehabt, sondern rhetorische und rezitierte Texte, die sie als Sprechwissenschaftlerin interessierten. So beginnt die Darstellung mit Predigten Bertholds von Regensburg.

Die deutschsprachige Textüberlieferung beginnt mit der Christianisierung im 9. Jh., aber natürlich hat es die gesprochenen ahd. Dialekte schon sehr viel früher gegeben, die wir als orale Zeugnisse nicht fassen können.

2. Die Problematik der schriftlichen Quellen

Beim Versuch, Spuren der spontanen Sprechsprache in mittelalterlichen geschriebenen Texten zu finden, geht man von den eigenen, in der Gegenwart gewonnenen Sprech- und Hörerfahrungen aus und sucht nach den phonologischen, morphologischen und syntaktischen Merkmalen, die für die heute gesprochene Sprache besonders kennzeichnend sind. Dabei sollte man folgende Beobachtungen nicht unberücksichtigt lassen:

2.1. Versdichtungen

Sehr viele der überlieferten, edierten und in der germanistischen Lehre und Forschung behandelten mhd. Texte sind Versdichtungen. Sie folgen außersyntaktischen Bindungen: Metrum, Kadenz, Reim, Akrosticha, Strophenbau; d. h. es sind schriftlich konzipierte artifizielle Stilisierungen von differenzierter Qualität. Die spontan gesprochene Sprache des alltäglichen Dialogs ist so auf keinen Fall verlaufen. Nicht nur literarische Texte (Lieder, Sprüche, Epen, Schwänke, Lehren) sind in paargereimten Vierhebern verfaßt worden, sondern auch expositorische Texte, für die wir heute die Prosa als gemäße Schriftform halten (Chroniken, Predigten, Gebete). Da ein großer Teil der Bevölkerung nicht lesen konnte, wurden die Texte der Zuhörerschaft vorgetragen. Reim und Rhythmus sind ja nur in der akustischen Präsentation vernehmbar (dazu bei den Liedern noch die Melodie), also Kennzeichen der Hörbarkeit. Sie enthalten außerdem rhetorische Elemente der Rezitationsdichtungen: Anreden und Fragen, um

den Kontakt zum Publikum herzustellen, und Gedächtnisstützen für den Vortragenden und für die Rezipienten (Wiederholungen, Zusammenfassungen, Vorausdeutungen und Rückverweise, Alliterationen). Der gesprochene Text, der einer Niederschrift folgt oder gar ohne sie auskommt und zur oralen, von einer Generation zur anderen überlieferten Literatur gehört, ist kein Zeugnis spontaner freier Rede, sondern eine Textkonstruktion von unterschiedlicher stilistischer Wertigkeit, die durch den Vortragenden zum Klingen gebracht wird.

2.2. Prosatexte

Vom 13. Jh. an nimmt die Zahl der Prosatexte zu: Urkunden, Verträge, Briefe, Eintragungen in Grundbücher und Handelsregister, Rezepte, Fachprosa, Volksbücher u. a. Oft ist diesen Texten der prägende Einfluß lat. Muster und Vorlagen anzumerken (Gebrauch von Formeln, Kürzeln und Partizipialkonstruktionen). Sie alle sind schriftlich konzipiert und besitzen keine Sprechwirklichkeit.

2.3. Sprachliche Ausgleichstendenzen

Viele Autoren und Schreiber der Stauferzeit wie auch die meisten Autoren und Drucker des ausgehenden Mittelalters verfolgen das gleiche Ziel: sie wünschen ihren Texten ein möglichst weites Verbreitungsgebiet. Deshalb sind sie darauf bedacht, Dialekteigenheiten zu vermeiden und überregionale Verständlichkeit zu erreichen.

2.4. Literarische Dialoge

Die zahlreichen Partien direkter Rede in der erzählenden Literatur des 12. und 13. Jhs. sind nicht – wie in der modernen Literatur – der spontan gesprochenen Rede nachempfunden, um die sprechenden Personen nach sozialer Stellung, Herkunft, Alter, Geschlecht, Begabung oder Gemütsverfassung individuell zu charakterisieren und ihnen ein unverwechselbares Sprachprofil zu geben. Die Dialoge unterscheiden sich, abgesehen von den Formen der Anrede, Ausrufen, manchmal sehr kurzen Sätzen oder Hinweisen auf die fiktive Situation nicht von der epischen Diktion.

3. Reflexe gesprochener Sprache

Mit Berücksichtigung der unter 2. genannten Beobachtungen sollen die folgenden Beispiele versuchen, Reflexe gesprochener Sprache in

historischen geschriebenen Texten aufzuspüren. Da es keine allgemein verbindliche kodifizierte Schreibnorm gegeben hat, fluktuiert das Spektrum der Schreibarten und der grammatikalischen Verknüpfungen auch im Rahmen der außersyntaktischen Bindungen. Bei der Unkenntnis über den Ablauf spontaner Sprache in der Vergangenheit können wir unsere Vermutungen nur folgendermaßen stützen: Wir suchen nach den Charakteristika gesprochener Sprache, die wir aus den gegenwärtigen Sprechgewohnheiten kennen. Laut- und graphembezogene Kennzeichen regionaler Varietäten werden in den einschlägigen mhd. Grammatiken ausführlich dargeboten. Deshalb liegt das Gewicht auf lexikalischen und syntaktischen Besonderheiten.

3.1. Die Lautung

Hugo von Trimberg hat die lautlichen Unterschiede der deutschen Mundarten am Ende des 13. Jhs. zu charakterisieren versucht:

*Swäben ir wörter spaltent,
Die Franken ein teil si valtent,
Die Beier si zezerrant,
Die Düringe si ûf sperrent,
Die Saksen si bezückerent,
Die Rînlute si verdrückerent,
Die Wetereiber si würgent,
Die Misener si vol schürgent,
Egerlant si swenken,
Osterrîche si schrenken,
Stîrlant si baz lenken,
Kernte ein teil si senket.* (Renner, 22265f.)

Man kann dieser differenzierten Metaphorik nicht mehr entnehmen, als daß die Vielfalt der deutschen Mundarten in ihrer lautlichen Varietät und den auffallenden Merkmalen der Intonation wahrgenommen worden ist. Die regional bedingten mhd. Lautverhältnisse und ihre Veränderungen darzustellen, ist schwierig; denn der Wandel vollzieht sich bald gleichzeitig, bald zeitlich und räumlich verschoben. Die Vokalveränderungen (die schon im Frmhd. beginnenden sogenannten nhd. Diphthongierungen und Monophthongierungen und die Dehnung in offenen kurzen Silben) und den Wandel der Konsonanten behandelt P. Wiehl (1998) ausführlich in der Mhd. Grammatik (§§ 42–83; 99–170). Die Lautentwicklung ist zuerst in der mündlichen Kommunikation eingetreten und dann erst in der Schreibung. Wichtige Anhaltspunkte für die Kenntnis, welche Lautqualität die Grapheme gehabt haben, sind die Reime (z. B. *zît* reimt sich auf *geleit*; *hiute* auf *freute*).

3.2. Auslautverhärtung

Im Mhd. werden die stimmhaften Verschlußlaute *b, d, g* im Wortauslaut und vor einer Fortis im Silbenauslaut stimmlos zu *p, t, c*: *gip* – *geben*; *walt* – *waldes*; *burc* – *bürge*; *nîgen* – *neic*; *stoup, stoupte* – *stouben*. Im Nhd. hat die Analogieschreibung diese Unterschiede aufgehoben: aus *grap, kint, kluoc* wurde *Grab, Kind, klug*. Die nhd. Aussprache aber artikuliert nach wie vor die mhd. Lautung, die in ihrer scheinbaren orthographischen Inkonsistenz phonetisch genauer ist.

3.3. Kontraktionen

Kontraktionen sind uns in der gesprochenen Gegenwartssprache sehr geläufig. Diese Verschleifungen kommen aus regional bedingter Sprechgepflogenheit, Nachlässigkeit oder bei Erhöhung der Sprechgeschwindigkeit zustande. Beim Schreiben werden sie meistens vermieden (Ausnahmen sind die Zusammenziehung einer Präposition mit dem Artikel (Mask./Neutr. Sg.): *im Wald, am Haus, ins Buch, beim Vater, vom Lager*).

Vom 12. Jh. an sind im Mhd. Kontraktionen zu beobachten, die aus der gesprochenen Sprache übernommen worden sind, oder besser gesagt: deren schriftlichen Gebrauch keine Regelung untersagt.

Es gibt die Kontraktion in der Morphologie eines Wortes, die regionalspezifisch ausgeprägt ist und sich vom Ahd. zum Mhd. entwickelt hat.

Allgemein verbreitet sind die Kontraktionen von ahd. *-igi-* zu mhd. *-î-* (ahd. *ligit* > mhd. *lît*); ahd. *-egi-* zu mhd. *-ei-* (ahd. *legit* > mhd. *leit*); ahd. *-ibi-* zu mhd. *-î-* (ahd. *gibit* > mhd. *gît*). Im bair. Raum ist mhd. *-age-* vor *t* und *st* zu *-ei-* kontrahiert worden: *saget* – *seit, seist, geseit, maget* – *meit, klagen* – *kleit*. Häufig ist zwischen zwei Vokalen das *h* ausgefallen: *hâhen* – *hân, vâhen* – *vân, vlêhen* – *vlên, sehen* – *sên*. Die nicht kontrahierte Form und die kontrahierte bestehen nebeneinander. Das gilt auch für *haben* – *hân, lazen* – *lân*.

Sehr oft sind syntaktische Kontraktionen belegt, in denen nebeneinanderstehende Wörter miteinander verschliffen werden. Die Zusammenziehung wird begünstigt, wenn am Wortende und folgenden Wortanfang zwei Vokale aufeinandertreffen: *meinst du ez* > *meinstûz sô?* (Iw. 1805), *eist* (= *ez ist*) *wâr* (Trist. 10312); *'seht' sprachens alle* (Trist. 8355). In den 5 Erec-Versen finden sich 4 Kontraktionen:

*nû wil ich iuch wîzen lân
wie diu aventiure ist getân.
und rehte wiez dar umbe stât,
sît irs enwellet haben rât
sist Joie de la curt genant.* (Erec 7998f.)

Oft führt die Verschleifung zur Ersparnis einer Senkung und damit zur Glättung des Metrums, auch zur Komprimierung des Textes.

Kontrahierte Verkürzungen von Personennamen zeugen vom häufigen, vertrauten Gebrauch in der Alltagskommunikation: *Sigfrid* > *Sîvrit*, *Brigida* > *Bride*, *Meginhart* > *Meinhart*, *Agatha* > *Aite*, *Chuonrat* > *Kunz*.

3.4. Anrede

Für die Anrede wird die 2. Person verwendet: *du* und *ir*, wobei – wie G. Ehrismann in seiner vielzitierten Studie (1901 ff.) gezeigt hat – der Singular die engere persönliche Vertrautheit oder das Gefälle in der gesellschaftlichen Hierarchie (also das Verhältnis von oben nach unten: Fürst – Lehnsmann, Eltern – Kinder, Herr – Knecht, Mensch – Tier etc.) zwischen den Sprechenden kennzeichnet und der Plural die größere, aus welchen Gründen auch immer bestehende Distanz. Die 3. Person des Plurals, das nhd. *Sie* ist nicht belegt. Ohne Pronomen wird die Anrede in den Imperativen ausgedrückt, die häufig mit modalen Hilfsverben umschrieben werden, vor allem mit *suln*, wobei dann das Personalpronomen gesetzt wird. Es liegt auf der Hand, daß die Verwendungsdichte von Anredeformen in der belehrenden Literatur (Predigt, Ehebüchlein, Tugendkatalogen) und Vorschriften (Ordensregeln, Gebote) auffällt, also abhängig von der Textgattung ist. Die *du*- und *ir*-Anreden werden von den literarischen Dialogpartnern nicht immer konsequent durchgehalten, sondern sie wechseln manchmal, was darauf schließen läßt, daß außerhalb der Literatur in der oralen Kommunikation die Verwendungsweisen auch geschwankt haben. Mir ist kein literarischer Beleg bekannt, in dem zwei Dialogpartner freundschaftlich beschließen, vom *ir* zum *du* wechseln zu wollen.

3.5. Interjektionen

Interjektionen sind kurze Ausrufe, die Emotionen wiedergeben: Freude, Trauer, Schrecken, Ekel, Angst, Pathos etc. In der gesprochenen Sprache entstehen sie spontan aus der Situation, in der sich der Sprechende befindet und auf die er reagiert. Dabei gibt es unterschiedliche Grade der Intensität. In der Literatur sind sie häufig belegt; denn der Autor deutet mit ihnen entweder die Erregung einer seiner sprechenden Gestalten an, oder er kommentiert mit lebhafter Anteilnahme das Geschehen, das er erzählt.

Es ist schwierig, vom heutigen Standpunkt über die weite zeitliche Distanz zu entscheiden, welche Interjektionen in der gesprochenen Sprache üblich und welche rhetorische Stilisierungen gewesen sind. Man kann sich *ach*, *ei*, *eia*, *ha*, *haha*, *î*, *leider*, *o*, *ohô*, *oi*, *oia*, *phi*, *phuch*, *wol* als Vokabeln der Sprechsprache vorstellen: '*î übler man*' sprach *Isôt* '*î, unde vorderstu merzi?*' (Trist. 10203).

Dagegen wirkt '*owê*' mit dem Genitiv als artifizielle rhetorische Figur und nicht als Beleg der gesprochenen Sprache: *owê, sun des troumes!* *owê, sun des boumes!* *owê des raben*, *owê der krân* (Helmbr. 629f.). Auch beim häufig belegten Ausruf '*wâfen*' (= ad arma, Alarm) habe ich meine Zweifel, ob es sich nicht in erster Linie um einen literarischen Beleg handelt. Allerdings kommt er als Vorsicht gebietender Warnruf oft in den Passionsspielen vor.

3.6. Partikeln

In der spontan gesprochenen Sprache werden Abtönungspartikeln als Füllwörter gebraucht, um das Gespräch zu modifizieren. Diese Sprachteilchen können den Dialog stabilisieren und steuern. Ihre Semantik ist vage, da sie von vielen Faktoren abhängt. In den Texten der geschriebenen Gegenwartssprache werden sie vermieden, z. B. denn, nur, eigentlich, wohl etc. Die Krämerszene des 3. Erlauer Spiels hat einen Beleg: *Ja herr, dies chan ich halt wol machen* (Erl. Sp. Vers 301/286). Im Tristan kommt die Interjektion '*a*' häufig vor, meist in Verbindung mit einer Anrede. Da sie also den Beginn eines Gespräches modifiziert, kann man ihr die Funktion einer Partikel beimessen: *a sūeziu tohter, wachestuo?* (Trist. 9308); *a ritter, mahtu sprechen? Sprich!* (Trist. 9464); '*a tumbel!*' sprach *Brangaene do* '*war umbe sprachet ir also?*' (Trist. 13735).

3.7. Bildliche Verstärkung einer Negation

Substantive, die etwas Geringfügiges bezeichnen (*ein bast* (= Rinde, Bast), *ber* (= Beere), *blat*, *bône*, *brôt*, *ei*, *hâr*, *strô*, *wint*) können im Akkusativ neben eine Negation treten und diese auf bildlich-anschauliche Weise verstärken (Mhd. Gr. 1998, § 436). Es sind formelhafte Wendungen, die häufig gebraucht werden. Heute sind ähnliche metaphorische Phraseologismen üblich, aber meistens auf die gesprochene Sprache beschränkt (z. B. keinen blassen Schimmer von etwas haben, keinen Pfifferling wert sein, niemandem ein Haar krümmen, nicht die Bohne für etwas

geben). So dürften die mhd. literarischen Belege auch in der gesprochenen Sprache vorgekommen sein: *da vorchte er niht ein blat* (En. 6387); *er diinket sich des viretages wol drier bōnen wert* (Neid. S. 154, 56); *dār ûf enahte er niht ein strō* (Karl 2990).

Diese bildlichen Ausdrücke können auch an die Stelle einer Negation treten und sie als Stilistikum ersetzen: *daz ist gar ein wint* (Wa. 56, 17); *ich sag iu ein bast* (Iw. 6273); *ja bringe ich iu den tiuvel* (= nichts) (NL 1744, 1).

3.8. Deixis

Der bestimmte Artikel wird in der gesprochenen Sprache oft als Demonstrativum gebraucht, und zwar allein stehend ohne ein folgendes Substantiv. Diese Verwendung ist in bezug auf Personen in der heutigen Schriftsprache nicht üblich; man nimmt dafür das Personalpronomen: *Der* hat nicht geantwortet. *Die* kenne ich gut. *Die* kommen immer zu spät. Dagegen gibt es keine Unterschiede im mündlichen und schriftlichen Gebrauch beim Neutrum das: *Das* gibt's nur einmal.

In den mhd. Prosapredigten steht oft der bestimmte Artikel als Demonstrativum am Beginn eines Satzes und weist auf einen Begriff im vorausgehenden Satz hin: *also soll ôch der christen mentsch tuon: der soll sich ê lassen martren ...* (St. G. Pr. 7, 33); *din chuenich chumt dir und sitzet auf einem esel. der chuemt dar zuo, daz ...* (Oa. Pr. 8, 26). Da aber im Mhd. das finite Verb im abhängigen Satz noch nicht auf die Position der Endstellung fixiert ist, könnten wir aus heutiger Sicht dazu neigen, die deiktische Funktion des Pronomens stärker zu empfinden als die relative: *Ez waz ein richer man der hat vil schâf und ochsen. dem kam ainst ein gast ze hûse ...* (Gr. Pr. 9, 4). Der Punkt nach *ochsen* zeigt, daß Grieshaber offenbar das folgende *dem* als Demonstrativum aufgefaßt hat – im Unterschied zu dem vorausgehenden *der*, das kein Satzzeichen vor sich hat und deshalb wohl als Relativpronomen gelten soll. Hier fließen die Grenzen der Interpretation. Zugleich zeigt sich die Schwierigkeit, mhd. Texte nach heutigen Regeln zu interpungieren und den nhd. Satzbegriff auf den mhd. zu übertragen.

3.9. Anaphora

Anaphorische Pronomen nehmen ein oder mehrere Wörter oder auch eine längere Aussage, die am Satzbeginn stehen, wieder auf. Sie bündeln sozusagen die Füllung der ersten Stelle im Satz mit einem demonstrativen Hinweis und verstärken den Kontakt zum finiten

Verb. *vride der si mit iu* (Gr. 1, 15); *unser herr, der ewig vader, der geschuof den menschen* (Oa. Pr. 3, 12); *vil kerzen und diu varwe sîn die gaben ze gegenstrîte schîn* (Pz. 243, 9); *freude unde jamer daz was hie* (Pz. 243, 9). Im heutigen Gespräch gibt es den anaphorischen Artikel sehr häufig. Vermutlich ist er für den Hörenden eine Rezeptionshilfe, weshalb er auch in den Predigten, die als Textsorte ihre Stellung zwischen Schriftlichkeit und Mündlichkeit halten, oft belegt ist. Die Stützfunktion ist besonders hilfreich bei einer übergebührlichen Länge der ersten Stelle im Satz:

diu here stat Jerusalem, diu da geheizen waz ein beschawede des frides, diu ouch geheizen waz ein stat des geweltigen chuniges und ein stul des almaechtigen Gotes, do si bewollen wart mit dem blute des hiligen Christes und mit sinem tode, after diu enhieze si niht 'Jerusalem', si hieze 'Sodoma', diu versanch durch ir unreht (Oa. Pr. 7, 40).

Zwei unmittelbar nebeneinander stehende Belege aus Oberaltach zeigen im zweiten Fall den mit dem anaphorischen Artikel gesetzten Nachdruck des Predigers: *„himel und erde vervarnt“, spricht unser herre – nu suellen wir merchen was got da mit mein daz er spricht: himel und erde diu vervarnt* (Oa. Pr. 12, 5f.).

3.10. Inkongruenzerscheinungen

Die kongruenten Beziehungen zwischen den flektierbaren Wörtern der dt. Sprache festigen die grammatische und semantische Bindung im Satz und erschließen seinen Sinn. Konjugation und Deklination stellen mit Morphemen die syntaktischen Verbindungen her. Kongruenz besteht z. B., wenn ein Substantiv und das ihm zugeordnete Attribut oder Pronomen in Numerus, Genus und Kasus übereinstimmen oder wenn sich Subjekt und Prädikat in Person und Numerus entsprechen. Diese Kongruenzbeziehungen gehen auch über die Satzgrenze hinaus. In der Gegenwartssprache wird die Kongruenz von der normativen Grammatik gelehrt und gefordert. Im Mhd. wird sie in den meisten Fällen eingehalten. Aber es gibt zahlreiche Belege für Inkongruenzen, wie wir sie auch aus Parallelbeispielen der heute gesprochenen Sprache kennen. Denn in ihr werden die Gebote der grammatischen Kongruenz häufig nicht befolgt, wenn der Sprecher die semantischen Beziehungen stärker beachtet oder wenn die Geschwindigkeit des Sprechens die Planung einer längeren Satzkonstruktion behindert.

Inkongruenz des Genus: *sîn wîp, von der ich wart geborn* (Pz. 750, 24); *der iu maere bringet, daz bin ich* (Wa. 56, 15).

Inkongruenz des Numerus: *mich hât der ber und ouch der hîrz erschreckt dicker denne der man* (Pz. 457, 26–27); *dô stoup ûz dem helme sam von brennen grôz die vierrôten vanden von des heldes hant* (NL 186, 2–3); *dô kom ir gesind, die truogen dar ze hant von alrôtem golde einen schildes rant* (NL 435, 1–2).

Besonders deutlich zeigt sich beim Autor oder Schreiber die prägende Dominanz der gesprochenen Sprache, wenn die Kongruenz im Kasus nicht gewahrt wird: *das er ... alles des verpflac des im ze schaden mohte komen* (Iw. 5337); *daz waz an einem donnerstach, der nahist, da der gelach* (Hochzeit 914).

Kongruenzschwankungen, die uns heute das Textverständnis erschweren, ergeben sich dadurch, daß die semantische Beziehung der Pronomina die grammatische überdeckt. Dafür stehe die bekannte Stelle, an der Iwein den verwundeten Löwen auf seinem Pferd transportiert: *nu was der leu* (L) *so starke wunt daz er* (Iwein; I) *michel arbeit ûf dem wege mit ime* (L) *leit. dô er* (L) *niht mære mohte gân, dô muoser* (I) *von dem rosse stân ... daz legter* (I) *allez unter in* (L) *in sînen* (I) *schilt und huop in* (L) *hin.* (Iw. 5564ff.). In diesem Beispiel verhindert – wie oft in der gesprochenen Sprache – die Semiotik der Situation das Mißverständnis. (Vgl. hierzu Mhd. Gr. 1998, §§ 340–342; 425–431).

3.11. Kurze und verkürzte Sätze

In den mhd. Epen finden sich Dialoge mit schnellem Wortwechsel. Dabei gibt es verkürzte Antworten, die aus grammatikalisch unvollständigen Sätzen bestehen und in ihrer Sinnergänzung auf den vorhergehenden Satz angewiesen sind: *dô sprach er: „heizt ir Lûnete?“* *Si sprach: „herre, jâ ich“* (Iw. 4211). Bisweilen entfallen sogar die Einleitungsformeln der Rede *er sprach* oder *si sprach*: *„dûne hâst niht wâr, Hartmann“* *„Vrouwe ich hân entriuwen“*, *si sprach „nein!“*. (Iw. 2982). Im Gregorius finden wir einen Wortwechsel zwischen der Frau des Fischers und ihrem Sohn, bei dem die rasche Abfolge von kurzer Rede und gleichfalls kurzer Gegenrede die Emotionen der Sprechenden zeigt:

In grôzen unsiten si rief:
‘sich, wie weinestû sus?’
‘dâ sluoc mich Grêgôrjus.’
‘war umbe hât er dich geslagen?’
‘muoter, ich kan dirs niht gesagen.’
‘sich her, tæte dû ine iht?’

‘muoter, weiz got, nein ich niht.’
‘wâ ist er nû?’ ‘bî jenem sê.’
si sprach ‘wê mir armer, wê’. (Greg. 1298f.).

Im vorletzten kurzen Vers erfolgt sogar ein Sprecherwechsel. In diesem Gespräch werden die Gebote der paarweise gereimten Vierheber eingehalten und der Wechsel der Tempora, die Folgen von Fragen und Antworten in straffer Stringenz, die zweimal mit dem Imperativen *sich* verstärkten Anreden – kurz: all diese Stilistika sind kein Zeugnis eines spontanen Gesprächs, sondern Komponenten einer artifiziellen literarischen Imitation, deren einzelne Bestandteile durchaus Spuren der gesprochenen Sprache zeigen.

3.12. Die Parenthese

Die Einschaltung einer kurzen satzwertigen Aussage oder eines in sich abgeschlossenen Satzes in einen einfachen Satz oder ein Satzgefüge kennen wir aus der gesprochenen Sprache, wenn der Sprechende versucht, gewissermaßen den linearen Anordnungszwang des Sprachflusses aufzuheben, da es ihn drängt, eine soeben begonnene Information mit einem simultanen Einfall zu ergänzen. So unterbricht er seine Rede und fügt in sie ohne formale syntaktische Verbindung eine neue Information ein, nach der er die unterbrochene Aussage zu Ende führt. Die Parenthese gibt es auch in der gebundenen Rede der m. literarischen Texte, als differenzierte sprachliche Erscheinung besonders häufig bei Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach: *einen schaden klage ich / des enwunder niemen, / daz der wâfenriemen / alsô rehte lützel ist* (Iw. 318–321); *si stuonden / sus hân ichz vernomen / vierzic poynder von ein ander* (Pz. 690, 26f.). Die Parenthesen, deren vielfältige Erscheinungsformen R. Lühr (1991) in einem differenzierten Spektrum dargestellt hat, sind keineswegs nur sprachliche Füllsel, um die Gebote der gebundenen Rede in den Reimpaardichtungen zu befolgen. Sie sind artifizielle Konstrukte geschriebener Sprache; aber sie haben oft die Form des auktorialen kommentierenden Beiseitesprechens, das den epischen Sprachduktus verläßt, weil es Reflexe gesprochener Sprache enthält. Dadurch erhält der sprachliche Ablauf besondere Lebendigkeit, wie das folgende Beispiel zeigt:

ich sol und muoz mich nîeten
nôt und angst (daz ist reht)
als ein ellender kneht.
mir hât mîn amme des verjehen
(in einem zorne ist daz geschehen)
daz ich vunden bin. (Greg. 1406f.).

3.13. Anakoluth

Anakoluth oder Satzbruch nennt man Satzkonstruktionen, die anders als begonnen weitergeführt werden, sich also in der zunächst angefangenen syntaktischen Planung ändern. Dieser Wechsel geschieht in der gesprochenen Sprache häufig, wenn der Sprecher einen komplexen Sinnzusammenhang ausdrücken möchte und dabei die Rektionsgebote des Anfangs vergißt und das Satzgefüge mit anderen Fügungen beendet. Die Semantik geht dabei selten verloren, aber die grammatikalische Korrektheit stimmt nicht. Diese Abweichung von der Norm wird in der Schriftsprache als literarisches Stilikum gewählt, um etwas besonders hervorzuheben und damit die Aufmerksamkeit des Rezipienten zu wecken: *ir wizzet wol daz ein man der ir iewederz nie gewan, reht liep noch grôzes herzeleit, dem ist der munt nicht sô gereit* (Gr. 789f.). Zwischen *ein man* und *dem* stimmt die Kongruenz im Kasus nicht, und der mit *daz* begonnene abhängige Satz läßt die Endstellung des finiten Verbs *ist* erwarten. – Der gesprochenen Sprache stehen die Predigten Bertholds von Regensburg nahe: *nu seht ir wol, wie die geistlichen liute, die orden habent in Klostern, daz die niemer erden in sumelichem orden wan als man in erlaubet* (Berth. I 159, 13–15). Der von *nu seht ir wol* abhängige Satz wird zweimal eingeleitet: *wie die geistlichen liute* und *daz die*. Die zweite Konjunktion und der anaphorische Artikel sind redundant. – Die Wiederholungen des folgenden Belegs zeigen gleichfalls die mündliche Diktion: *so vliehent die laeut an die perg. da werdent die laeut manger slaht die da ze samen choment die werdent da verdrucht* (Oa. Pr. 10, 30).

3.14. Namen

Die reichhaltigen Belegsammlungen der Namenkunde, deren historische Quellen Urkunden, Chroniken, Urbare, Kirchenbücher, Briefe und die Literatur bilden, sind von der Dialektologie, der Sprachgeschichte, der Sozialwissenschaft (Familien- und Ahnenforschung), der Volkskunde und der Kulturgeschichte ausgewertet worden, aber bisher noch nicht als Zeugnisse für Reflexe gesprochener Sprache einer früheren Sprachstufe, für die sie ebenfalls ein lohnendes Untersuchungsfeld sein dürften. Man denke an die Flurnamen der Urkundentexte (*loh, pfuetze, quelle, suhle, nazgalle*), an Herkunftsnamen, die Personen näher bezeichnen (*Vryberger, Staudinger, Meissner, Abderhalden*), an die

Metaphorik der Übernamen (*Russwurm* = Schmied, *Filzstich* = Schneider, *Schwingernstein* = Müller), an Diminutiva (*Schmidtgen, Schmiedlin*) oder an Satznamen (*Jasomirgott, Küssenpfennig, Hegenbart*) (Schwarz 1957, 1559f.). Heinrich Wittenwiler nutzt in seinem Ring die Über- und Spitznamen als Charakterisierungspotential in reicher Fülle (*Pertschi, Triefnas, Hafenschleck, Leckdenspiess, Nimindhand, Ochsenchroph, Reuschindhell, Gugginsnest*). Auch die im Mhd. schon belegte Kurzform von Namen deutet auf den mündlichen Sprachgebrauch hin: *Ludwig* > *Lutz*, *Heinrich* > *Heinz*, *Friedrich* > *Fritz*, *Nikolaus* > *Nickel*.

3.15. Niedere Stilebene und Flüche

Die satirischen Übernamen in Wittenwilers Ring weisen auf den Wortschatz hin, der in literarischen und expositorischen Texten des hohen Mittelalters in der Regel tabuisiert wird (*Scheissindphuomen* – Witt. 2642; *Laichenmann* – Witt. 2647; *Giggenfist* (= Hennenfurz) – Witt. 8878), aber im späten Mittelalter belegt ist: Flüche und Ausdrücke des Sexual- und Fäkalienbereiches. Es ist anzunehmen, daß diese damals in der gesprochenen Sprache ebenso häufig gewesen sind wie heute. Die Wörterbücher bezeugen viele Wendungen mit *ars* und entsprechende Komposita (*in den ars stôzen, ir ars ist sinewel als ein stoc, daz dir din ars erkalte*). Ergiebig als Wortbildungsfelder sind *vurz* (*do liez er grôzer furze drî* – S. u. M. 3554), *seichen* und *schissen*. Tiere dienen als Vergleichsbilder zur Beschimpfung (*affe* (= synonym mit *tor* und *narr*), *esel*, *gans* (= geringer Verstand), *gansaffe*, *hunt* (= böser Mensch), *du trunkener luoderhunt* (Renner 11263), *kuo* (= beschränkt in der Wahrnehmung), *swîn*). Neben *narr* und *tor* sind in etwa gleicher Bedeutung *gief* und *gouch* üblich. Weitere Beschimpfungen sind z. B. *galgenswengel*, *gecke*, *goukelaere*, *schalch*, *schelm*, *schlund*, *wanst* (= alter Mann) und die zahlreichen Komposita mit *huore* (*huorenbein*, *-schalc*, *-trîber*, *-wiht*, *-wirt* etc.). Im Ring wird der Bauernstand mit *esel*, *gepaur* und *galgenswanch* herabgesetzt.

Hier ließe sich in der Schwankliteratur, den Tischzuchten, spätmittelalterlichen geistlichen und weltlichen Spielen, den Flugblättern und Streitschriften ein reichhaltiges Vokabular der gesprochenen Sprache erschließen.

4. Schlußbemerkungen

Die vorstehenden Ausführungen sollen Untersuchungen anregen, um die Kenntnis des gesprochenen Mhd. über die Phonologie und

Graphematik hinaus zu erweitern. Die Aussagekraft der schriftlichen Texte ist begrenzt, aber noch nicht ausgeschöpft. Die Kanonbildung der Hochschulgermanistik hat die Aufmerksamkeit der Lehre und zum Teil auch der Forschung besonders auf die Literatur der Stauferzeit gerichtet. Das große Gebiet der deutschsprachigen Prosa liegt noch immer am Rande der Interessen. Die mhd. Predigten beschäftigen die germanistische Sprachwissenschaft ebensowenig wie die Theologie. Für neue Erkenntnisse der historischen Syntax dürften sie eine ebenso ergiebige Quelle sein, wie auch die Transformation der Versen in die Prosa der Volksbücher. Wolfgang Stammers dichtgedrängte und materialreiche Präsentation der mittelalterlichen deutschsprachigen Prosa, die er lückenhafte, aphoristische Vorarbeiten nennt (Stammers 1960, 1079), weisen die Sprachhistoriker auf weite, bisher erst wenig bearbeitete Gebiete hin.

5. Quellen der Textbeispiele

Alex S = Straßburger Alexander. In: Lamprechts Alexander nach den drei Texten [...] hrsg. und erklärt von Karl Kinzel. Halle/S. 1884.

Berth. I, II = Berthold von Regensburg. Vollständige Ausgabe seiner Predigten [...] von Franz Pfeiffer. 1. Bd. Wien 1862; 2. Bd. (hrsg. v. J. Strobl). Wien 1880. [Neudruck: DN. Reihe: Texte des Mittelalters. Berlin 1965].

En. = Henric van Veldeken, Eneide. Bd. 1 hrsg. v. Gabriele Schieb und Theodor Frings. Berlin 1964. (= DTM 48).

Erec = Hartmann von Aue, Erec. Hrsg. von Albert Leitzmann. 3. Aufl. besorgt von Ludwig Wolff. Tübingen 1963. (ATB 39).

Erl. Sp. = Erlauer Ostenspiel. In: Das Drama des Mittelalters. Ostenspiele. Mit Einleitungen und Anmerkungen auf Grund der Handschriften hrsg. von Eduard Hartl. Leipzig 1937, S. 190–260. DLE. Drama des Mittelalters. 2).

Gr. = Hartmann von Aue, Gregorius. Hrsg. v. Hermann Paul. 12. Aufl. besorgt von Ludwig Wolff. Tübingen 1973. (ATB 2).

Gr. Pr. = Deutsche Predigten des XII. Jahrhunderts. Hrsg. v. Franz Karl Grieshaber. I. und II. Abth. Stuttgart 1844; 1846.

Helmbr. = Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenaere. Hrsg. v. Friedrich Panzer. 8. Aufl. besorgt von Kurt Ruh. Tübingen 1968. (ATB 11).

Hochzeit = Die Hochzeit. In: Kleinere deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts. Hrsg. von Albert Waag. 2. umgearb. Auflage. Halle 1916, 87–123.

Iw. = Iwein. Eine Erzählung von Hartmann von Aue. Mit Anmerkungen von Georg Friedrich Benecke und Karl Lachmann. 6. Aufl. Nachdr. der 5., von Ludwig Wolff durchgesehenen Ausg. Berlin 1964.

Karl = Karl der Große von dem Stricker. Hrsg. v. Karl Bartsch mit einem Nachwort von Dieter Kartsoke. Berlin 1965 (DN, Reihe: Texte des Mittelalters).

Neid. = Die Lieder Neidharts. Hrsg. v. Edmund Wiessner. 3. Aufl. revidiert von Hanns Fischer. Tübingen 1968 (ATB 44).

NL = Das Nibelungenlied. Nach der Ausgabe von Karl Bartsch hrsg. v. Helmut de Boor. 22. Aufl. Wiesbaden 1988. (Deutsche Klassiker des Mittelalters).

Oa. Pr. = Die Oberaltacher Predigten. Hrsg. v. Anton Schönbach. Graz 1888. (Althochdeutsche Predigten II).

Otfried von Weissenburg = Zuschrift an Erzbischof Liutbert von Mainz. In: Althochdeutsches Lesebuch, zusammengestellt und mit Wörterbuch versehen von Wilhelm Braune. Fortgeführt von Karl Helm. 14. Auflage bearb. von Ernst A. Ebbinghaus. Tübingen 1962, 94–97.

Pz. = Wolfram von Eschenbach, Parzival. Hrsg. v. Karl Lachmann. 6. Ausgabe Berlin 1926.

Renner = Hugo von Trimberg, Der Renner. Hrsg. v. Gustav Ehrismann. 4 Bde. Tübingen 1908f. (BLV 247; 248; 252; 256).

S. u. M. = Salman und Morolf. Hrsg. v. Alfred Karwein. Tübingen 1979 (ATB 1979).

St. G. Pr. = Der sogenannte St. Georgener Prediger, aus der Freiburger und Karlsruher Handschrift hrsg. v. Karl Rieder. Berlin 1908. (DTM 18).

Tristan = Gottfried von Straßburg, Tristan und Isolde. Hrsg. von Friedrich Ranke. Frankfurt a. M. 1949.

Wa. = Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. Hrsg. v. Karl Lachmann. 13. Ausg. besorgt von Hugo Kuhn. Berlin 1965.

Witt. = Heinrich Wittenwilers Ring. Hrsg. v. Edmund Wiessner. Leipzig 1931. (DLE, Reihe Realistik des Spätmittelalters 3). [Neudruck Darmstadt 1964].

6. Literatur (in Auswahl)

Bach, Adolf, Geschichte der deutschen Sprache. 9. durchgesehene Aufl. Heidelberg 1970.

Bausinger, Hermann, Formen der Volkspoesie. Berlin 1968.

Behaghel, Otto, Deutsche Syntax. 4 Bde. Heidelberg 1923–1932. (GB I. Sammlung germanischer Elementar- und Handbücher, I. Reihe: Grammatiken, 10. Bd., I–IV).

Bischoff, Karl, Über gesprochenes Mittelniederdeutsch. Mainz 1981. (AWMainz 1981, 4).

Ehrismann, Gustav, Duzen und Ihrzen im Mittelalter. In: ZfdW I, 1901, 117ff.; II, 1902, 118ff.; IV, 1903, 210ff.; V, 1903/4, 127ff.

Grosse, Siegfried, Spuren gesprochener Sprache in mittelhochdeutschen Versdichtungen. In: Althochdeutsch. Hrsg. v. Rolf Bergmann/Heinrich Tiefenbach/Lothar Voetz. Bd. 1. Heidelberg 1987, 809–1818.

Ders., Zum Gebrauch des bestimmten Artikels als Anapher in mittelhochdeutschen Texten. In: Peter Canisius/Clemens-Peter Herbermann/Gerhard Tschander (Hrsg.): Text und Grammatik. Festschrift für Roland Harweg zum 60. Geburtstag. Bochum 1994, 161–171. (Bochumer Beiträge zur Semiotik 43).

Kees, Hermann Rudi Burghart, Das Nibelungenlied. Die Spuren mündlichen Ursprungs in schriftlicher Überlieferung. Amsterdam 1977.

Lühr, Rosemarie, Zur Parenthese im Mittelhochdeutschen. Eine pragmatische Untersuchung. In: Sprachwissenschaft 16, 1991, 162–226.

Moser, Hugo, Deutsche Sprachgeschichte der älteren Zeit. In: Aufriß I, 1957, 621–854.

[Mhd. Gr. =] Paul, Hermann, Mittelhochdeutsche Grammatik. 24. Aufl., neu bearb. v. Peter Wiehl und Siegfried Grosse. Tübingen 1998. (SkG, A 2).

Ranke, Friedrich, Zum Wortschatz der österreichischen Umgangssprache um 1400. In: Beiträge zur Sprachwissenschaft und Volkskunde. Festschrift für Ernst Ochs. Hrsg. v. Karl Friedrich Müller. Lahr 1951, 180–189.

Schwarz, Ernst, Orts- und Personennamen. In: Aufriß I, 1957, 1523–1598.

Sonderegger, Stefan, Gesprochene Sprache im Nibelungenlied. In: Hohenemser Studien zum Nibelungenlied 3/4, 1980, 360–380.

Stammler, Wolfgang, Mittelalterliche Prosa in deutscher Sprache. In: Aufriß II, 1960, 749–1102.

Weithase, Irmgard, Zur Geschichte der gesprochenen Sprache. 2 Bde. Tübingen 1961.

Zumthor, Paul, Einführung in die mündliche Dichtung, aus dem Französischen übers. v. Irene Selle. Durchgesehen von Jacqueline Grenz. Berlin 1990.

Ders., Die Stimme und die Poesie in der mittelalterlichen Gesellschaft, aus dem Französischen von Klaus Thieme. München 1994. (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 18).

Siegfried Grosse, Bochum

98. Das Jiddische in Beziehung zum Mittelhochdeutschen

1. Vorbemerkung
2. Definition – Geographie – Datierung
3. Sprachbezeichnung
4. Jiddisch und Deutsch
5. Jiddisch und Mittelhochdeutsch
6. Beschreibung der Sprache
8. Literatur (in Auswahl)

1. Vorbemerkung

Als *Fusionssprache* 'par excellence' setzt sich das Jidd. aus einer Reihe von sprachlichen Bestandteilen zusammen, von denen der deutschstämmige der beherrschende, aber nicht der chronologisch erstrangige ist. Die hebr. *Komponente* im Jidd. muß sich in ihrem ältesten Bestand bereits vor Ansiedlung der Juden im Rheintal konstituiert haben. Zugleich reflektiert die roman. Komponente ein Stück vorjidd. Sprachgeschichte. In der Siedlungsgeschichte sind Juden schon in der Spätantike und im 9. Jh. in den später Deutschland genannten Bereichen bezeugt (Germania Judaica I). Chronologisch wie strukturell ge-

sehen kann Mhd. also nicht als Basis angenommen werden, von der aus sich das Jidd. – dem Nhd. vergleichbar – entwickelt hätte.

2. Definition – Geographie – Datierung

Mit Jidd. bezeichnen wir die Sprache der *aschkenasischen* Juden seit den Anfängen jüdischer Ansiedlung auf deutschsprachigem Gebiet im frühen Mittelalter bis in die Gegenwart. Seit seinem Entstehen wird Jidd. in einem eigenen Schriftsystem mit hebr. Lettern notiert. Nach Quellenzeugnis und gängiger Forschungsmeinung ist die Geographie des Jidd. zuerst im Rheintal zu verankern, mit zunehmender Ausbreitung auf hd. Sprachgebiet, im Spätmittelalter auch nach Norditalien und den Niederlanden hin. Sprach- und kulturgeschichtlich am entscheidendsten ist die im Mittelalter einsetzende Ausweitung des jidd. Sprachgebiets auf slawischsprachige Länder (aber auch das Baltikum, Rumänien, Ungarn) und Differenzie-